

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Weltbegebenheiten]

[urn:nbn:de:bsz:31-262379](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-262379)

Entdeckung er am Ende das Bündel umschürt und wieder weggelegt haben würde. Jetzt, wo er seinen Zweck zurückstellen muß, läßt er sich verlocken, nicht nur zu blättern, sich oberflächlich klar zu machen, um was es bei jedem Blatt, jedem alten kleinen ledergebundenen Notizbuch, jeder Rechnungsaufstellung, die da beieinander liegen, handelt — sondern zu lesen!

Und nun wird Schritt für Schritt immer mehr Vergangenheit der Familie lebendig — er fühlt bald: seiner eigenen Vergangenheit. Und sie wird auch mit dem zunehmenden Lesen immer gegenwärtiger. Denn der Vorfahr hier, sein Urgroßvater, der eine Liegenschaft kaufte, zu dessen Hochzeit seine Freunde und Berufsgenossen eine so lustige und übermütige Festzeitung haben drucken lassen, der ist derselbe, der in der flachen Seitentasche des violetten Notizbuches — auf dessen Innenleder ein Kalender von 1808 gedruckt ist — ein blondes Lädchen bewahrt hat.

Das ist in ein gefaltetes rosafarbenes Stüchchen feinen Velin-Briefpapiers eingeschlagen: Eveline steht auf dem kleinen Umschlag und ein Kreuzchen mit einer Tages- und Jahreszahl dabei. Im Notizbuch aber finden sich neben den verzeichneten Geldausgaben von einer Ferientreise an den Rhein und neben Umschriften von Leuten, deren Namen dem Urenkel ganz fremd sind, ein paar Worte der Erschütterung über den Tod dieses Kindchens und ein Gesangbuchvers darunter, der dem weinenden Vater vielleicht hat Trost geben sollen.

Plötzlich ergreift den Lesenden der Gedanke an den Tod dieses Kindes, das, wäre es damals am Leben geblieben und selbst eine Hundertjährige geworden, heute doch längst unter dem grünen Rasen läge. Warum rührt es den Mann? Sieht er sein eigenes Leben gespiegelt in dem der Vorfahren? Er hält das blonde, seidenweiche Lädchen in der Hand, das aussieht, als wäre es eben vom Kopf eines seiner Kinder abgeschnitten, und denkt des Ahnen, der um den Tod dieses Kleinchens trauerte, als hätte er ihn gekannt, als stünde der

Alte zu dem Urenkel etwa so, wie sein eigener Vater zu ihm, dem Sohne, stand.

Dem Blätternen wird zumute, als knüpfe sich jetzt und hier zwischen ihm und seinen Vorfahren eine neue innige Beziehung — oder es erneuere sich ein altes Band, von dessen Vorhandensein er nur bisher nichts wußte. Er spürt etwas wie Sohnesliebe zu diesen Alten, die er nie kannte, über die ihm sein Vater nur flüchtig und ungenau erzählt hatte — und es tut ihm auf einmal fast leid, daß er sie nicht kannte; er möchte, sie wüßten von ihm wenigstens so viel, wie er um sie weiß.

Dann liest er weiter, schon mit ganz anderer neuer Aufmerksamkeit: wie dieser Urgroßvater, der etwa achtzigjährig starb, als übermütiger Student frohe und ernste Stammbuchsprüche mit seinen Genossen tauschte. Wie strahlte allen die goldene Zukunft und der Himmel hing ihnen voller Geigen, Lauten, Symbeln und was für Musikinstrumente man nur erfinden mag! Dann trat er in den Beruf, heiratete, hatte liebe Kinder, von denen — die Familientafel zeigt es ohne Kommentar, nur mit Jahreszahlen und kleinen Kreuzchen an — außer dem blonden Evelinchen noch drei in so früher Jugend starben und den tiefen Schmerz des Vaters erregten, der schließlich nur den Stammhalter, den Großvater des späten Enkels, als Sohn behielt.

Wie den Lesenden das alles ergreift, wie nahe verwandt er doch all den Vorfahren sich fühlt, die er nie gekannt hat, die bisher nichts als Namen für ihn waren und in deren Schattenbildern oder Daguerreotypien er jetzt nach Zügen sucht, aus denen er sie sich lebendig und gegenwärtig vorstellen kann; die er in seinen eigenen Zügen oder denen seiner Kinder wiederkehren weiß.

Beglückt und bereichert, nachdenklich und innerlich freudiger steht er vom Blättern in alten Papieren auf und fühlt dem Ahnen Dank, der sie nicht fortwarf oder verbrannte, sondern in Pappdeckeln fest umschnürte und in den Schrank tat. Da haben sie geduldig gewartet und nun nach hundert Jahren den Leser gefunden, für den sie bestimmt waren.

In meiner Kinderzeit, wenn irgendwo bei einem reichen Bauern eine Hochzeit im Gange war, wurde die Mutter auf Stör ins Haus genommen, damit sie die Ausstattung nähte, vor allem die Tracht der Braut. Denn bei dieser Arbeit war viel Geheimnisvolles zu beachten, wenn es der jungen Frau nicht später zum Unheil werden sollte.

Wir blieben zwar nur über Tag auf dem Hof, dennoch nahm die Mutter jeden



Dann wurde die Nähmaschine auf den Schiebkarren geladen, ein Korb mit Werkzeug kam dazu und obenauf die Kleiderbüste.

Morgen umständlich Abschied von ihrem Hauswesen, es lag ja allein bei Gott, ob wir uns abends alle fröhlich wiedersehen. Sie bekreuzigte sich und mich und den Vater und alles, was ihr teuer war. Dann wurde die Nähmaschine auf den Schiebkarren geladen, ein Korb mit dem Werkzeug kam dazu und obenauf ein seltsames einbeiniges Wesen, die Kleiderbüste. Die Mutter hatte sie selber genäht und kunstvoll mit Heu ausgestopft. Eine Göttin der fraulichen Fülle, aber doch ein bißchen unheimlich anzuschauen, weil ihr der Vater statt des Kopfes eine gläserne Gartentügel

auf den Hals gefittet hatte. So trug die Hohlköpfige alles in wunderlicher Verzerrung nach außen zur Schau, was man sonst im Innern verbirgt, aber das, meinte der Vater, sei bei vielen Weiberköpfen so.

Die Mutter schob den Karren und ich mußte nebenher gehen und das Ganze im Gleichgewicht halten. Es war manchmal ein mühseliges Fuhrwerk die steilen Wege hinauf. Für mich freilich gab es nichts Schöneres, besonders zur Sommerzeit, wenn einem die leidige Schule nicht mehr den Tag verderben konnte. Die Mutter war der Meinung, ich sollte mich mehr an die Buttermilch und an die Krapsen halten und endlich ein wenig Speck ansetzen, statt mich von früh bis spät herumzutreiben. Aber solche Gelegenheiten, in den Bauch zu sparen, habe ich leider zeitweilig versäumt.

Ach, mir wird noch heute warm ums Herz, wenn ich an diese Zeit denke, und es ist doch nur ein blasser Widerschein der paradisiatischen Glückseligkeit, die ich damals genoss. In den drangvollen Tagen der Heuernte, wenn wir schon beim ersten Licht des Morgens unterwegs waren, standen überall die Mäher breitbeinig in den Wiesen, es roch nach Tau und Gras, und die Vögel waren auch betrunken von der heißen Süße dieses Duftes, sie stiegen hoch auf und sangen, Gelernte und Ungelernte durcheinander. Dann und wann hielt einer von den Mähern inne, er betrachtete unser seltsames Gefährt und rief etwas herüber. Aber die Mutter blieb keinem die Antwort schuldig, und was sie sagte, war von solcher Art, daß der Lästlerer nichts mehr erwidern wußte. Er stellte betroffen seine Sense auf, griff an die Hüfte nach dem Kumpf und schärfte das Blatt, und dann war wiederum freudig anzuhören, diese silbernen singende Klang über die Felder hinweg. Dazu der weite Himmel zu Häupten der Berge und unten das Tal noch im Zwielicht, aber weit entfernt. Man mußte die Hände um den Mund legen und einen Ruf hinunterscheiden, vielleicht hörte ich

der Vater, wenn es jetzt zu seinem Werkplatz ging.

Später am Tage durfte ich die Jausenmilch auf die Wiese tragen oder kühlen Most im irdenen Krug. Die Hoffinder liefen alle mit, der Hund auch, er mochte nicht länger vor der Tür liegen und sich über die albernern Hühner ärgern.

Köstlich war es, mit den Mannsleuten im Jaunschatten zu ruhen und ihren spärlichen Reden zuzuhören, den kurzen Späßen, wenn nun das Weibsvolk anrückte, um das Heu auszubreiten und zu wenden. Oh, mähen zu können, daß sogar der Großknecht weit zurückbliebe, stark zu sein, braun gebrannt, eine haarige Brust zu haben, das war damals für mich das Allerbeste, was ein Mensch im Leben erreichen konnte. Aber leider, nicht alle Knabenwünsche hat mir das Leben erfüllt.

Zum Heuen gehört auch ein tüchtiger Wetterguß, der brachte am schläfrigen Nachmittag wieder Schwung in die Arbeit. Man spürte es schon lange vorher in allen Knochen, unmerklich verglomm die schwelende Hitze über den Feldern. Wolken zogen herauf, federweiße zuerst, dann regenträchtige mit dunklen Bäuchen. Plötzlich war auch der Wind wieder da, den Tag über schief er pflichtvergessen in den Heden, aber jetzt sah er die Gelegenheit, der alte Widersacher weiblicher Ehrbarkeit, und die Mägde hatten Not, ihre liegenden Röcke zu bändigen.

Warme Schatten überflogen uns, irgendwo am nahen Rand des Himmels gluckte es feurig auf, und schon war der Donner zu hören, das dumpfe Räderrollen vom Wagen des wurfgewaltigen Gottes. Keine Zeit mehr zu verlieren, sogar die Mutter in der Nähstube ließ die Nadel stecken und kam mit einem Rechen auf die Wiese gelaufen.

Jetzt fuhr der Jungknecht mit dem Gebann heraus, auch die Säule waren ungeduldig und stiegen erregt im Geschirr. Sogar ein Knirps wie ich zählte nun für einen vollen Mann. Ich mußte auf den Wagen klettern und das Fuder machen, und davon hing viel ab, das wäre des Teufels, wenn es schlecht geriete und man dafür zulezt noch um! Nebenher zu bei-

den Seiten gingen die Knechte und reichten mir ungeheure Ballen Heu auf der Holzgabel zu. Haushoch wuchs das Fuder, und dabei wollte der Heusegen kein Ende nehmen. Lang schon war der letzte Sonnenfleck im Tal erloschen, Regenkühle wehte heran, unmöglich, daß wir auch den letzten Wagen noch trocken unter Dach brachten.

Aber es gelang eben doch. Das hätte sich damals auch der geringste Knecht nicht nachsagen lassen, daß feinetwegen eine Zeile Heu verdorben sei.

Nachher saßen wir alle in der Stube beisammen, die Kinder drückten sich in den Schoß der Frauen, die ganze Welt versank in aschgrauer Düsternis. Schäumendes Wasser schlug gegen die Fenster, furchtbar, wenn das grelle Licht der Blitze in die Stube sprang, und der Donner schlug schmetternd darein, es war ungewiß, ob das Haus nicht längst wie eine Urche auf unendlichen Meeresfluten schwamm.

Aber dann kam der Bauer herein, er streifte das Wasser aus dem schütterten Haar und setzte sich hin und nahm auch eins von den Kindern zwischen die Knie. Grobes Wetter, sagte er wohl, helf uns Gott. Und mit einemmal war alles nicht mehr so schlimm. Der Hausvater vermochte zwar auch nicht die Blitze zu bannen oder den Hagel zu beschwören; dennoch, er war wieder unter uns. Es geht vorüber, sagte er.

Das ist schon so: nur ein erfülltes Leben gibt dem Menschen wirklich Wert und Festigkeit und Rundung in seinem Wesen, nicht Bildung oder Wissen oder feine Lebensart und was wir sonst noch für wichtig halten. Wie oft saß ich mit Freunden beisammen und stritt die halbe Nacht mit ihnen, wir führten hitzige Reden über Gott und alle Dinge, und am Ende gingen wir unzufrieden und ungetröstet wieder auseinander, wir waren nicht weiser geworden, nicht stärker und nicht besser. Aber ich kann immer einmal abends über die Felder laufen mit meiner Unruhe im Leibe. Vielleicht ist dann auch der Nachbar noch unterwegs, ich lehne mich eine Weile an seinen Zaun und rede mit ihm. Was er sagt, ist durchaus keine Offen-

barung für mich, er hat Sorgen mit dem Korn, eine Kuh wird kalben, darauf läßt sich nichts Geistvolles erwidern. Und doch, es rührt mich an, da redet kein hohler Mund, sondern ein ganzer Mensch aus

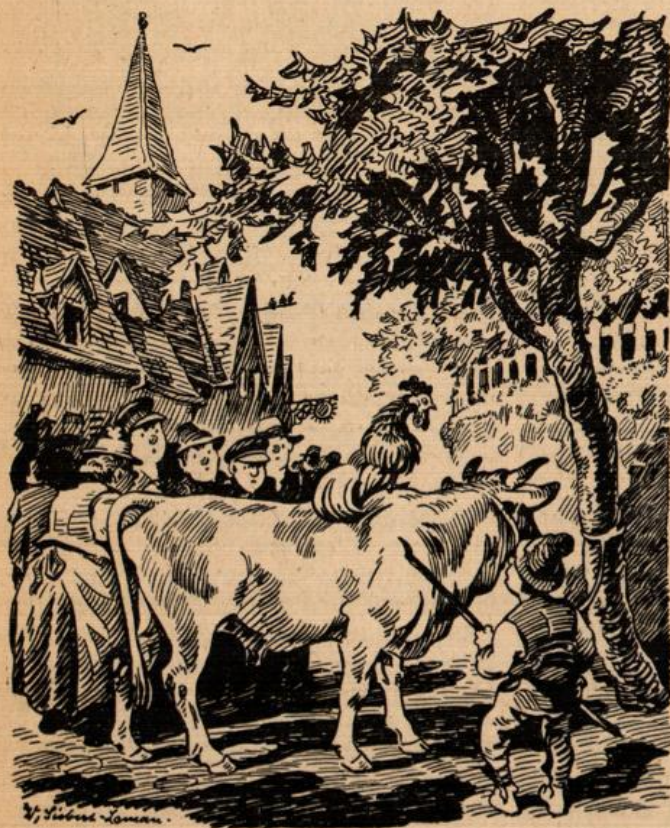
der Fülle und Breite seiner Welt. Nimm, einmal bin ich nicht mehr so verzagt, ich gehe heim und nehme auch meine Arbeit wieder auf.

Laubi muß zum Markte

Ein Schwank von Wilhelm Bentner

„Liebes Weib“, sagte der Gatterhofbauer, als er spürte, daß es wohl rascher, als er geahnt, auf den letzten Schnapper zugehen und zum Testamentdiktieren schwerlich Zeit bleiben werde,

aber versprechen. Schau, es wäre mir lieb, müßte ich, wenn ich jezo in den Himmel komme, wie dormalen in der Schule allwo auf dem hintersten Bänklein hocken. Und damit ich droben wenigstens um einen



„Was soll der Ochse kosten?“ fragten sie die Bäuerin.

„liebes Weib, du weißt, ich hinterlasse eine stattliche Wirtschaft, und da du an ihrem Gedeih allzeit redlich mitgeschafft hast, soll sie dir auch nach meinem Tode zufallen — ungeteilt. Eins mußt du mir

Platz oder zwei hinanrutschen kann, nimm, sobald ich eingegraben bin, den steinsten unserer Ochsen, den Laubi, aus dem Stall, treib ihn zum Markte, verkauf ihn daselbst und verteile den Erlös unter die Armen. Solches mußt du mir zuliebe schaffen, denn ich möchte, wenn ich drüben in der großen Prüfung aufgerufen werden nicht um eine Antwort vorlegen bleiben!“

Und die Bäuerin versprach ihrem Mann in die erste Hand, sie wolle nach bestem Gewissen ausführen, was sein letzter Wille war, solange.

In der Tat — kaum waren die letzten Schüsseln vom Leichenschmaus abgewaschen, denn es war eine gattliche Leich' gewesen, da ließ schon die Wittib den Laubi aus dem Stall ziehen, wie als der Peterli, der Knecht, das getan hatte, schaffte ihm weiteres an: „Setz für mich auch noch schnell einen

Godel vom Hühnerhof, einerlei welcher denn eines solchen bedarf ich.“

Der Knecht konnte sich freilich nicht recht zusammenreimen, was die Bäuerin mit dem Godel wollte, und als diese

bot, den Hahn dem Ochsen auf den Rücken zu binden, da war Peterli mit einem fargen Latein vollends am Ende.

Hierauf ging's zum Markte: der Godel tritt auf dem Laubi, indes die Gatterhofbäuerin und ihr Knecht nebenher schritten. Mancher, dem sie begegneten, mag verwundert den Kopf geschüttelt haben ob des seltsamen Aufzuges, und der Moserschmied erzählte noch Wochen später im „Schwanen“, das Ganze sei ihm vorgekommen wie eine richtige Fastnachtssatire.

Allein, die schlaue Bäuerin wußte sehr wohl, was sie damit bezweckte.

In der Stadt waren natürlich die Metzger scharf hinter dem feisten Laubi her und rissen ihm mit Kennerhand ins Fleisch. Da war alles Wünschenswerte vorhanden in einer guten Metzger.

„Was soll der Ochse kosten?“ fragten die Bäuerin. — „Hm, der Laubi ist mir nicht feil“, versetzte diese, „und überhaupt bekommt ihn nur der, der den Godel mitkauft — verstanden!“ — He, so solle sie ihren Preis nennen für die beiden. — „Damit“, erwiderte die Frau, „ist's so bestellt: 30 Gulden für den Godel und 5 Kreuzer für den Ochsen!“

Ein kurioser Handel, dachten die Metzger, und dem Peterli dünkte, er müsse das Börensauen haben, so absonderlich klang das Angebot seiner Herrin. Als diese jedoch aufs bestimmteste den Preis wiederholte, dachte er sich, sie wird schon wissen warum, und links herum ist auch gefahren.

Nicht anders stand es bei den Metzgern,

denn, so meinte einer, die Weiber haben oft besondere Mucken. Trotzdem ist das Geschäft nicht uneben. Und da ohne ein redliches Feilschen ein Handel kein richtiger Handel ist, einigte man sich schließlich auf 27 Gulden für den Godel und 4 Kreuzer für den Laubi. Eingeschlagen.

Nachdem die Gatterhofbäuerin den Preis nachgezählt und eingestrichen hatte, steckte sie die Silbergulden sorgsam in ihre Geldtasche, die Kupferkreuzer aber hielt sie in der Hand und warf dem blinden Heiner, der dort am Hauseck lehnte, einen in die vorgestreckte Mütze, den zweiten gab sie einem rohnasigen Kinde mit dem Bemerkten: „Lauf und kauf dir einen Schneuzseken!“ Und die restlichen drückte sie endlich dem Peterli in die rissige Rechte, da sie bemerkt hatte, daß dessen Hosen unten schon bedenklich auszufransen begannen: „Bist ja auch ein armer Tropf, da nimm halt!“

Sodann sagte sie mit einem Seufzer der Erleichterung: „So, mein Hansli selig, damit hätt' ich deinen letzten Willen erfüllt, und nunmehr geschehe der meine!“

Trat darauf in des Tuchträmers Laden, erstand dort ein schönes neues Gewand und dazu ein buntes Fürtuch, denn, meinte die junge Wittib, ein Trauerjahr währe keine Ewigkeit. Den Rest der Summe aber schob sie zu Hause auf die hohe Kante. „Weiß man doch nie“, erklärte die listige Bäuerin, „was noch alles passieren kann und wozu der Hausfrau ein heimlich Geldlein nützlich ist, wenn eines Tages ein neuer Bauer auf dem Gatterhof einzieht!“

Geisterbannung am Feldsee

Von Hermine Maierheuser

Der Löffelschnitzer Jörg Münch aus Menzenschwand wuschte sich den Schweiß von der Stirn und ließ seine Kräfte ins Gras rutschen, dann ging er langsam und ein wenig gebeugt nach dem Ufer des Feldsees. Dort saß sein alter Freund Johannes Bäuerle und hielt die Angelrute fest in den braungebrannten

Händen. Neben ihm in einer Vertiefung des Felsgesteins, die mit Wasser angefüllt war, schwammen ein paar fette Fische umher.

„Wo kommst her?“ fragte ihn der Angler.

Jörg Münch deutete mit dem Daumen über den Rücken nach Westen zum Feld-

berggipfel hin: „Hab' Enzianwurzeln ausgegraben auf der Bärhalde.“

Hannes Bäuerle wunderte sich über das verstörte Aussehen seines Freundes, er steckte die Angelrute fest, holte Brot und Speck aus seiner Tasche, dazu ein Chriesenwasserfläschle, und sagte gutmütig: „Da, isz und trink', siehst ja aus, als hätt' der Fasttag bei dir achtundvierzig Stund.“ Der Löffelschnitzer brummte etwas von „keine Zeit gehabt zum Rasieren“, dann griff er zu und ließ sich seufzend ins Gras nieder. Die Sonne schickte sich schon an, über die Hohenberge nach der burgundischen Pforte zu ziehen, dicke, gelbe Wolken mit feurigen Rändern wanderten über den Himmel hin und warfen wunderliche Schatten in den Feldsee. Ein leichter Wind erhob sich und sang über die Höhen. Zuerst war es wie ein feines, warnendes Pfeifen, dann ging es in ein schweres, schier unirdisches Gesumme über und brachte Müdigkeit über die beiden Männer: „Dich hätt' ich heut nicht hier gesucht“, meinte der Löffelschnitzer nach einer Pause, „bei dem Wetter heißen doch die Fisch' nicht an.“

Hannes Bäuerle schüttelte den Kopf, strich seinen grauen Bart zurecht und antwortete: „Ich hab' ja auch Neze, und beim Angeln kommt's zumeist auf den Köder an, wie überall in der Welt. Aber, ich weiß nicht, es treibt mich bald jeden Tag her, es fehlen mir Fisch. Ich mein als, ich muß noch nächtigen hier, es geht ein Fischdieb um.“

„Ein Fischdieb?“ Der Löffeljörg schaute vorsichtig umher, so als ob er einen Lauscher fürchtete, dann flüsterte er: „Du, der böse Abt Coloman von

Sankt Blasien geht wieder um, in Jägerkleidung, er fischt und jagt — er soll im Grab keine Ruh haben, weil er im Leben so ungerecht gewesen ist und die Bauern mit Fronen und Zehnten bis aufs Blut geschunden hat.“

Der Bäuerle Hans schnupperte wenig am Fläschchen, trank genüsslich einige Schlückchen und schob es dann den Freunde zu: „Da stärk dich, altes Chriesenwasser ist mir alleweil noch lieber als alte Geschichten. Wer wird denn heutzutage so etwas noch glauben.“

Der Jörg wurde um einen Scherblässer, als er erwiderte: „Glauben ist oder her, — Hannes — ich hab' den bösen Coloman mit eigenen Augen gesehen heut auf der Bärhalde am helllichten Mittag Schlag zwölf. Wem so was stößt, der lebt nimmer lang.“

„Was!“ — Der Hannes nahm den Jörg das Fläschle aus der Hand, bot es in der Rocktasche und lauschte mit verhohlenem Staunen, wie Jörg Mühsam langsam und mit stockender Stimme sein Erlebnis erzählte.

Die Bärhalde tauchte vor seinem Blicken auf, blühender Ginster lochte den Hängen bis hinunter zu röthlich glühenden Erikabüschen. Kriechschnecken ducten sich zwischen Heidelbeersträucher und Farn. Der Gipfel des Feldbergs wolkenverhangen, fast düster, so wie vor aberhundert Jahren, als er noch ein Gletscher war. Und aus dieser Düsternis heraus schritt Fürstabt Coloman aus Sankt Blasien, ganz in grüne Zottelkleidung gehüllt, so als wäre er vermost, sein Gesicht sah aus wie alte Baumrinde. Hinter ihm schwankten zwei Gestalten, einer seiner Benediktiner, die jedoch alsbald

Wir Deutschen, in der Mitte Europas gelegen, müssen mehr zusammenhalten als andere Nationen. Wir müssen eins sein, wenn wir nicht verloren sein wollen. Wir haben keinen natürlichen Schutz und müssen Rücken an Rücken stehen, wenn nicht alle Opfer der Vergangenheit für uns verloren sein sollen.

Bismarck

der Erde verschluckt wurden. Abt Coloman aber schwebte weiter und sprach immerzu die selben Worte vor sich hin: „Anrecht Gut, du hast mich betrogen!“ — Der Löffelschneider aber lag wie zu Stein erstarrt auf den Knien neben seinen Enzianwurzeln, bis das Gespenst in der Ferne entchwand.

Jörg Münch verstummte, die Bärhalde entchwand vor ihren geistigen Augen, sie saßen am stillen Feldsee und eine dicke Wolke hoch am Himmel verdunkelte den tiefen Glanz der Gewässer noch mehr. Johannes Bäuerte hätte lachen mögen, aber sein Freund schaute so jämmerlich drein, daß er den Lachreiz verkniff und nun seinerseits erzählte, daß der Abt schon lange nicht mehr umgehe; denn der fromme Kapuziner Quarduan aus Staufeu habe ihn und alle seine bösen Vorgänger und ihre Helfershelfer in Säde hineinbeschworen und sie alsdann, rückwärts gehend, ohne umzuschauen, in den Feldsee hineingeworfen und für immer darin festgebant. Seitdem stehe das Geisterschloß drunten an der unergründlichsten Stelle des Feldsees.

„Wahrhaftig, dort steht es!“ Jörg deutete nach der Stelle, die von der braunen Wolke verdunkelt wurde.

Jetzt lachte der Hannes laut, er setzte sein Fläschchen an und reichte dann dem Freund den letzten Rest: „Da, trink — dir fehlt was — helf dir Gott.“

Die Wolke segelte von dannen, über den See kamen schräge Sonnenstrahlen und trieben auf der schimmernden, glitzernden Fläche ihr Spiel. Die Köpfe der beiden Männer wurden schwer, sie rücten sich ein wenig zurecht und nickten ein. Das Wasser plätscherte leis, es knackte im Gehölz. Hannes träumte, er habe einen großen Fang getan, eine mehrrpündige Seeforelle, die hinter dem Geisterschloß hauste und die sich sonst nie hatte fangen lassen. Jörg Münch aber sah im Traum wie Pater Quarduan einen Sack mit einem gebantten Geist auf dem Rücken trug und in den See schleuderte. Es tat einen furchtbaren Knall, daran erwachten beide. Ein Stein hatte sich vom Ufer gelöst und war in

die Tiefe gestürzt. Als nun Hannes Bäuerte nach seinen Fischen im kleinen Felsenbecken schaute, waren sie alle samt und sonders verschwunden. Wie und wann konnte das geschehen sein? Die Männer hatten kaum einige Minuten genickt.

„Los!“ schrie der Hannes außer sich vor Wut, „der Dieb kann noch nicht weit sein. Doch so sehr sie auch die ganze Um-



An einer erhöhten Stelle des Ufers erschien eine grünvermummte Gestalt.

gebung durchstöberten, sie fanden keine Spur eines Fischdiebes.

„Das ist Abt Coloman gewesen“, stöhnte der Löffelschneider. Er sah nun selber fast wie ein Gespenst aus.

„Anfimm“, brummte Hannes Bäuerte, „Geister fressen keine Fische, und außerdem hat ihn Quarduan gebant.“

Raum hatte er ausgeredet, da regte sich etwas in der Nähe und an einer erhöhten, schier unzugänglichen Stelle des Ufers ihnen gerade gegenüber erschien eine grünvermummte Gestalt mit schwarzem Gesicht und eine hohe Stimme rief: „Ich bin der fromme Quarduan, ich hab’

die bösen Geister gebannt, dafür gehören mir die guten Fische!"

Der Löffelschnitzer fiel zu Boden und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Hans Bäuerle jedoch stürzte in sein Boot, trieb es mit kräftigen Ruderschlägen hinüber, kletterte an der halsbrecherischen Stelle hinauf, rannte, was das Zeug hielt und bekam das Gespenst, trotzdem es sich versteckt hatte, an den Füßen zu fassen. Ein verzweifelter Ringen hub an, der Bäuerle-Hannes fluchte und stöhnte und stieß mit gurgelnden Tönen hervor: „Heut' bann ich dich in den See, die Schindluderei muß aufhören.“ — Endlich gewann er die Oberhand und warf das Gespenst kopfüber in den Feldsee.

„Der ist gebannt!“ rief er aus und kletterte vorsichtig in seinen Nachen hinab. Gerade wollte er mit dem Ruder ausholen, als ein schwarzes Gesicht aus dem Wasser auftauchte und zwei Hände sich verzweifelt an dem Fahrzeug anklammerten.

„Ho, ho“, lachte nun der Hannes, „das Gespenst ist noch nicht gebannt genug, wart, dir werd ich helfen!“ Er trieb hart ans Gestein, hielt fest und ließ eine in nasse Felsen gehüllte Gestalt einsteigen, und trotzdem das Gesicht über und über beschmiert war, kam es dem Hannes nicht ganz unbekannt vor. Als sie am Ufer landeten, und das Gespenst nur noch mit einem Hemd bekleidet dastand und sich mit den nassen Lappen das Gesicht abwischte, entpuppte es sich als Franz Bäuerle. Der Hannes hatte seinen ältesten Sohn vor sich, der freilich mehr tot als lebendig war.

Die Bum-bum-Bertretung

Humoreske von Karl Lütge

Die Hornberger rüsteten eifrig zum Königsschießen 1667. Das Talstädtchen unterhalb von Triberg im Schwarzwald erlebte dann freilich beim Preis-schießen ein noch nie dagewesenes Danebenschießen. Um es gerade heraus zu

Der Löffelschneider wagte es nun auch sich wieder aus dem Gras zu erheben und hörte mit offenem Mund zu, wie der Hannes seinen Bub verhörte. — Schon seit Wochen hatte sich dieser aus dem Felsenloch Fische geholt und diese mit dem andern Hirtenbub in einer Höhle am Spieß gebraten. Mit dem Geisterspielen hatte es angefangen und mit dem Fischen geendigt.

„Wie bei den großen Herren!“ höhnte der Vater den reuigen Sohn an, „wart nur, die bösen Geister werden bald gebannt sein.“

„Laß ihn“, flehte der Jörg, „er zittert ja am ganzen Leib, und übermütig ist jeder einmal gewesen.“

„Übermut tut selten gut, und böse Geister muß man bannen. So, jetzt bin ich der Pater Quarduan.“ Bei diesen Worten schnitt sich der Hannes eine schlanke Berta zurecht, ließ sie über den Buckel des armen Sünders sausen und rief: „So, das ist die letzte Geisterbannung am Feldsee, der Coloman hat Ruh und der Quarduan auch!“

Der also Gebannte schlug sich eilig in die Büsche. Der Hannes Bäuerle aber sagte zum Löffelschnitzer, der sich seine Krätze auslud: „Du, wenn du so lange am Leben bleibst, bis dir der Coloman wieder begegnet, dann vergißt dich unser Herrgott überhaupt.“

Jörg Münch sah rund um den schönen See und hinüber nach den Bergen und dann seinem Freund ins Gesicht: „So“, sagte er, und stieg langsam aufwärts, „siehst also ein Geisterbanner aus. Du kommst von mir einen extra Löffel geschnitzt mit einem Drudenfuß im Stiel.“

sagen: im fürtrefflichen Weinjahr 1667 traf nicht einer der Hornberger beim vierstündigen Königsschießen die Scheibe.

Gar peinlich hütete man sich, dies Ergebnis in der Gegend herumzutragen nach Triberg hinauf etwa oder talab zu

Rheinebene. Ein Spötter hatte vorge- schlagen, denjenigen zum Schützenkönig zu bestimmen, der „am dichtesten an der Scheibe vorbei“ geschossen habe, und der Schneider Nägele sollte es mit dem Maß bald ausmessen. Ueber diesen Vorschlag und den Vorgang überhaupt gab es ein Lachen im Schwarzwald, die Täler und die Berge hinauf und hinab.

Mit der Zeit vergaßen die Leute dies absonderliche Hornberger Schießen, und die Hornberger wurden von den Tribergern und anderen Nachbarn kaum noch damit aufgezo- gen.

Allein, da ereignete sich drei, vier Jahrzehnte später ein noch ärgeres Hornberger Schießen.

Die Herrschaft Horn- berg war mit Burg und Stadt 250 Jahre zuvor an Württemberg gefallen. Die Herzöge von Schwa- ben kümmerten sich wenig um das alemannische Schwarzwaldstädtchen im Gutachtal, bis Herzog Eberhard Ludwig vom Reichthum des Tales hörte, von den alten Bauernhöfen und dem Wein, ja auch vom grauslichen Wasserfall bei Triberg, der seinesgleichen bis nach Schaffhausen nicht habe und sogar ungleich höher als jener sei.

Der Herzog ließ seinen Besuch in Horn- berg ankündigen, als er just dem lieblichen Herrenalb mit seinem Kloster zwischen den Bergen einen Besuch abzustatten plante. Hinter Herrenalb wollte man zu Hornberg nicht nachsehen. Bürgermeister und Rats- herren beschloßen als Hauptpunkt des Festprogramms ein Salutschießen für den Landesherrn auf der Burg. Alles wurde sorglich geprobt, besonders das Salut- schießen, damit der Festtag ordentlich zu- stande komme.

Der Tag kam.

Und der Herzog kam. Er reiste mit prunkvollem Gefolge und wollte auf Jagd

ins Hornberger Bergbereich, sobald er in die Stadt Einzug gehalten. Am Tor emp- fingen ihn die Bürger mit dem Bürger- meister und den Ratsherren an der Spitze. Der Bürgermeister sprach schwungvoll seine Begrüßungsrede, obwohl er sichtlich aufgereggt war. Denn etwas Schlimmes hatte sich am Abend zuvor ereignet. Die Ehrenjungfrauen, die den Trunk zu über- reichen hatten, verschütteten etwas von dem edlen Maß auf das buntbestickte Ge-



Am Tor empfingen die Bürger, mit dem Bürgermeister und den Ratsherren an der Spitze, den Herzog.

wand des Herzogs vor Aufregung — auch nur wegen jenes Begebnisses vom Abend zuvor.

Denn . . . am Abend zuvor hatten die Hornberger so weidlich das Salutschießen geprobt, daß sie dabei sämtliches vorhandene Pulver verschossen.

Nun, die Hornberger begannen dafür nach der Ansprache mit kräftigen Stimmen „Bumm, bumm, bumm . . .“ zu brüllen. Zornfalten zeichneten sich auf der Stirn des Herzogs ab. Er winkte den Bürgermeister heran und fragte barsch: „Sag Er, was bedeutet das dumme Geschrei?“

„Ei, Herr Herzog, nicht die Bürger haben ein Geschrei zu Ibro Empfang so eben veranstaltet, sondern die Geschütze, die „bumm“ donnern sollten, sind durch die Bürger nur mit der Vertretung des

Ehrensaluts beauftragt worden, die-
weil . . ."

Belächter des herzoglichen Gefolges
unterbrach den Bürgermeister. Der Her-
zog verstand den Spaß falsch. Er diktierte
Bürgermeister und Ratsherren Arrest und

Siegesfeier im Sundgau

Von Quirin Engasser



Der kleine eiserne Ofen wurde zum
erstenmal geheizt. Es roch nach
Ofenwachs in der Stube, die auch sonst
noch ungemütlich neu war. Die Türen,
die Fensterrahmen, die Bretter des Fuß-
bodens, alles hatte noch die gelbliche Farbe
des gehobelten, ungestrichenen Holzes.
Auch von den Möbeln hatten nur ein
Bauernschrank und eine Truhe die dunkle
Farbe, die Beize und Alter geben. Diese
beiden Stücke standen vorsorglich von den
noch feuchten, weißgefalkten Wänden ab-
gerückt, eine Vorsorge, die sonderbar an-
mutete, wenn man wußte, daß diese
Stücke fünf Jahre lang, aller Nässe aus-
gesetzt, unter den Trümmern des zu-
sammengeschossenen Hauses gelegen hatten.

Die alte Witwe Sollner, die auf ihren

der Stadt einen hübschen Baßen. als
Strafe und zog erzürnt weiter.

Und wenn im Lande seitdem eine Sache
nicht gut oder nicht recht bestimmbar aus-
geht, dann sagen heute noch die Leute:
„Wie das Hornberger Schießen!“

alten Besitz, aber unter ein neues Dach
erst vor wenigen Monaten eingezogen
war, stand mitten in der Stube und über-
sah den weißgedeckten Tisch, auf dem neben
einem Strauß brauner Asters und zwischen
zwei Kaffeetassen eine Torte stand. Die
Torte, glänzend braun, mit gelben Zuck-
röschen verziert, trug in viel verschnörkel-
ter Schrift aus weißer Zuckerglasur die
Worte: Willkommen zu Hause!

Die Asters stören! fand Frau Sollner,
vielleicht sollte man sie doch auf das Fen-
sterbrett stellen? Dann würde er als Erstes
die Blumen sehen, wenn er auf das Haus
zukommt! Ja, die Blumen, nicht das alte,
verhärmte Gesicht der Mutter sollte er als
erstes erblicken! Im Dunkel des Flures
wollte ihm Frau Sollner entgegengehen,
ihn zu begrüßen. Sie wußte schon jetzt,
sie wird kein Wort herausbringen, wenn
er vor ihr steht! Sechs Jahre hatte sie ihn
nicht mehr gesehen. Und unter diesen waren
die vier Jahre des Krieges mit ihrem Ent-
setzen, der Flucht und der Heimatlosigkeit.
Was waren die sechs Jahre wohl für ihn
gewesen? Zivilgefängenschaft! Vielleicht
hatten auch ihn die Jahre alt und verhärm-
gemacht? Vor einigen Wochen war eine
Frau aus einem Nachbarort, die auch in
französische Zivilgefängenschaft geraten
war, nach Hause gekommen und hatte er-
zählt, daß die Lager der Zivilgefangenen
in der Normandie eine Hölle gewesen
seien.

Über diesem Nachdenken hatte Frau
Sollner nun die Asters vergessen, die
des Versuches halber auf das Fenster-
gestellt hatte; das Fenster hatte ihren Blick
auf den Gemeinplatz hingelenkt. Sch

und Gemeindehaus, die beide schon fertiggestellt waren und keine Spuren des Krieges mehr zeigten, waren mit Fahnen und Tannenästen geschmückt. Es traf sich, daß heute der zweite Jahrestag der „Befreiung“ gefeiert wurde. Blau-weiß-rote Fahnen hingen von den Dächern herab. Die langen Tücher, die vor Nässe schimmerten, wurden von den Windstößen an die Mauer geklatscht und dann wieder hochgeworfen, so daß sie in der feuchten, schweren Herbstluft wie auf einer Wasserfläche zu liegen schienen. Vor dem Eingang des Schulhauses stand eine Rednertribüne, deren Geländer ebenfalls mit Tannengebinden umrankt waren.

Das Bild bereitete Frau Sollner Unbehagen. Wenn die Gerüchte über die Zivillager in der Normandie zutrafen, was mußte es dann auf ihren Sohn für einen Eindruck ausüben, wenn er bei seiner Heimkehr auf eine „Befreiungsfeier“ stieß? Frau Sollner kannte ihren Sohn. Er würde die Ästern in dem Fenster nicht bemerken. Er würde nur die Fahnen und die Tribünen anstarren. Und dann?

Auf dem Platze hatten sich Leute gesammelt. Einige Bauern standen gruppenweise herum. Eine Abteilung Soldaten, die von Altkirch hierher kommandiert war, um der Feier Farbe und Glanz zu geben, hatte vor dem Schulhause Aufstellung genommen. Aus der Wirtschaft, die mit ihrem breitgezogenen Bau den Platz auf der einen Seite abschloß, traten einige Männer heraus, die Gemeinderäte und der Bürgermeister, unter ihnen ein französischer Offizier, um den ein kleiner, harter Mann herumtrippelte: der Lehrer, der auf den Offizier unter Beihilfe aller vier Gliedmaßen einsprach, um ihm die Sicherheit und die Geläufigkeit seiner französischen Konversation unter Beweis zu stellen.

Schmetternde Clairsons zeigten den Beginn der Feier an. Unter Anführung einer Lehrerin zogen Kinder, in zwei Riegen von Buben und Mädchen gesondert, aus dem Schulhause heraus. Dann war es so weit: Der Offizier konnte die Tribüne betreten und seine Rede beginnen, seine französische Rede, die niemand verstand.

Die Bauern fanden eine Zeitlang an den Gesten des Redners so viel Unterhaltung, daß sie das bei Beginn der Feier abgebrochene Gespräch hintanziehen konnten. Nachdem sie jedoch festgestellt, daß er nur über fünf verschiedene Gesten verfüge, die sich der Reihe nach wie bei einer mechanischen Puppe wiederholten, befanden sie sich bald in der Fortführung ihres Gespräches über den Neubau der Ziegelei, die auch auf Kosten der alles zahlenden Deutschen zehnmal so groß aufgebaut werde, als sie vor dem Kriege gewesen. Und in der Riege der Buben entstand plötzlich große Unruhe. Der wegen der Machart seiner Hosen viel verlachte Seppi sah sich plötzlich von allen Seiten angespöttelt. Natürlich die Hosen! Die unglücklichen Hosen, deren Eigenart darin bestand, daß die Befähigung, der leichteren Handhabung halber, oben abknöpfbar war. Und seit er einmal vergessen hatte, diese Klappe wieder hochzuknöpfen, und er mit einem hinten herunterhängenden Flügel auf den Schulhof gerannt kam, befand sich diese Klappe in ständiger Gefahr, heimlicherweise von den spottlustigen Mitschülern abgeknöpft zu werden. Und die Gelegenheit war jetzt günstig wie selten. Als der kleine Seppi, der als Einziger noch zur Tribüne hinsah und gespannt aufhorchte, um das sich oft wiederholende Wort „délivrance!“ aufzufangen, die Unruhe bemerkte, war sein erster Griff an seinen Hosenboden, der aber bereits lustig und lustig herunterhing. Bei den Buben brach das helle Gelächter wie eine platzende Blase auf, und bei den Mädchen echote ein vielstimmiges Richern.

Der Lehrer, der mit aufmerksamer Miene wie ein sehr weiser Mann dagestanden war und öfters im Verlaufe der Rede zustimmend genickt hatte, was aber durchaus keine Zustimmung zu bedeuten brauchte, sondern nur als ein Zeichen, daß er verstanden, aufzufassen war, verteilte rasch unter die Buben einige Ohrfeigen, von denen der unschuldige Seppi den Hauptanteil abbekam, und stellte so die öffentliche Aufmerksamkeit wieder her.

Das Programm sah vor, daß nach dem Offizier der Lehrer das Wort ergreifen

sollte, um dem Redner für seine begeisternden Ausführungen zu danken, natürlich in französischer Sprache. Dieser Augenblick war nun gekommen. Dem Lehrer stand schon der kalte Schweiß auf der Stirne und schon hüstelte er in die hohle Faust.

Da ereignete sich der Zwischenfall. Ein fremder Mann betrat die Tribüne. Er blieb einige Augenblicke ruhig stehen und sagte dann: „Kennt ihr mich?“

Es trat Ruhe ein. Die Bauern sahen sich an, starrten zur Tribüne hinauf. Nein, die Bauern kannten ihn nicht, der so fragte, aber sie verstanden ihn. Oder kannten sie ihn vielleicht doch? Der Bürgermeister, der schon vor dem Kriege dieses Amt ausgeübt hatte, sah den Fremden scharf an. Dieses Gesicht, die breite Stirne, der starke, gerade Nasenrücken und das runde Kinn, das war ein Gesicht, das er irgendwie in Erinnerung hatte. Wenn es nur nicht so abgezehrt und verbittert ausgesehen hätte . . . Aber der Bürgermeister konnte nicht mehr weiter nachdenken. Der Fremde schien jetzt gerade ihn, den Bürgermeister, anzusprechen; ein Gefühl, das jedoch auch die anderen Bauern überkam. Die Unterhaltung über die Ziegelei brach ab. Die Köpfe der Kinder richteten sich, wie von einem „Augen rechts!“ herumgerissen, dem fremden Redner zu.

„Wißt ihr, was der Herr Offizier euch soeben gesagt hat? — Daß unser Elsässerditsch, nach Feststellungen französischer Gelehrter, dem Französischen näher verwandt sei als dem Deutschen! Macht darauf eine Probe jetzt! Der Herr Offizier hat französisch gesprochen, ich rede jetzt deutsch! Und wen versteht ihr?“

Auf die Gemeinderäte kam es herab wie eine Lähmung! Was war das? Wer war dieser Fremde, der den Mut hatte, angesichts eines französischen Offiziers? . . .

Aber er hatte noch mehr Mut, dieser Fremde, der auf die Menschen einsprach,

als könnte er ihnen seine Worte wie etwas Körperliches in das Gehirn legen. Eine vergrabene Bitterkeit brach jetzt aus seinen Worten hervor. Die Bauern saßte Entsetzen an. Seine Worte waren wie Bilder, die er vor ihnen hinstellte: „Sechs Jahre in einem Gefangenenlager in der Normandie! Warum sechs Jahre? Der Krieg ist schon lange zu Ende! Aber wir durften nicht früher entlassen werden, wir hätten die Stimmung der Befreiungsfeiern gestört, wenn wir hätten erzählen können, wie man uns darben ließ, wie man uns quälte, uns demütigte . . . Nur uns, die Männer? Nein! Selbst die Frauen, die man aus elsässischen Dörfern fortgeschleppt hatte . . .!“

„Fabelhaft!“ mochte der Offizier denken, der zwar nichts verstand, aber die Leute beobachten konnte, die auf jedes Wort zu warten schienen, das der Redner ausrief.

Vier Jahre Hunger in einem Lande, wo Ueberfluß herrschte! Vier Jahre Marter, Demütigung, Haß — — während zur selben Zeit die „Grande Nation“ im Namen der Kultur für die Befreiung der angeblich geknechteten Brüder im Elsaß Krieg führte!

Vier Jahre, an denen auch die folgenden zwei Jahre der besseren Behandlung nichts mehr zu ändern vermochten! Staatsraison nach vier Jahren Hölle: ein Eimer Wasser auf den Brand, den man selbst gelegt hat!

Und dieser Brand schlug jetzt den Leuten entgegen, eine zehrende Bitterkeit, ein Protestschrei gegen den Widerspruch von Tat und Wort!

Und dennoch ein Protest, der in einem leeren Raum geschrien wird. Der Heimgekehrte wußte, daß seine Leiden nur kleine Steinchen am Wege sind, über die die Geschichte hinwegschreitet! Nicht einmal Spuren ihres Schrittes, nicht einmal ihren Schatten berührt, etwas, das ein Leben bedeutet für den, der es tragen muß!

Der deutsche Arbeiter war genau so, wie der Bauer, fromm und brav, fleißig und treu!

Adolf Hiller. Rede am 27. 5. 1933 in Königsberg an die Volksgenossen in Danzig

aber ein Nichts in den Rädern der Geschichte!

Der Fremde verließ jetzt wieder die Tribüne. Und der Offizier, im Glauben, es sei ihm der Dank für seine Rede abgestattet worden, winkte dem Abgehenden sehr liebenswürdig nach, was etwa heißen konnte: Das haben Sie herrlich gemacht!

Aber die Bauern blieben stumm und reglos. Nicht einmal zu lachen vermochten sie über den Offizier, der liebenswürdig dankte, wo er hätte verhaften müssen.

Der Lehrer, der nach diesem Zwischenfall es für zweckmäßig fand, die Feier zu beschließen, summt den Kindern einen Ton zu, worauf diese zu singen begannen, schlecht und recht, wie ihnen die Worte im Gedächtnis geblieben waren:

Alloo Safaa de la patrie . . .!

Der Festplatz war bald von den Menschen verlassen. Ueber die Hügel, die das Dorf umgeben, kamen kalte Windstöße gebraust. Herbst — Die Menschen sind nachdenklich. Sie denken in deutscher Sprache. Hilflos sehen sie sich einem großen, unfassbaren Geschehen gegenüber. Dieses Geschehen . . ., ist das die Geschichte? Ein Wind, der die Spreu aufwirft und nasse Fahnen an die Mauern flücht?

Die Bauern sahen jetzt die alte Witwe Söllner, die aus ihrem Hause kam und auf den Fremden zuing. Sie blieb vor ihm stehen und blickte erschreckt zu ihm auf.

„Lenzl! Besch dü's?“ fragte sie.

Da wußte der Bürgermeister, woher er diese breite Stirne, den starken Nasenrücken und das runde Kinn kannte. Er wandte sich langsam fort und wollte gehen, es hielt ihn aber zurück, er dreht sich noch einmal um . . . „Des soll d'r Söllner . . .?“

Jemand nickte stumm. Und dann bröckelte die Gruppe auseinander. Es hatte jeder mit sich allein etwas auszu-denken.

Ein leerer Platz. — Wind. Regen. Nasse Fahnen. Tannenzweige um eine Rednertribüne. —

Später, kalter Herbst über den Hügeln des Sundgauer. Die Matten atmen grauen Nebel aus. Fern, in Umriffen, die

zerfließen, steht auf einer Bodenwelle ein weitausladender Baum, ein Schatten auf eine graue Leinwand gemalt. Darunter bewegt sich etwas Dunkles. Ein altes Weib, das Holzbirnen in einer Zaine sammelt. Und hinter diesem Baume hat sich der Nebel zu einer Mauer zusammengeschoben. Aus dieser Mauer heraus dringen die blökenden Schreie von Schafen, unwirklich, voll der Dumpfheit eines zeitlosen Schicksals und der Bequältheit eines



„Der Herr Offizier hat französisch gesprochen, ich rede jetzt deutsch!“

irrenden Gedankens . . . Dann wieder eine Stille, daß man den Nebel rieseln hört. — Sundgau!

Und in einer Stube, in der es nach Ofenwachs riecht, kann eine Mutter ihre Tränen nicht trocknen. Ein Mann sitzt vor einem weißgedeckten Tische. Er hat in sich eine schwere Müdigkeit, die kein Nachtschlaf mehr wegnimmt. Er hat einen starrenden Blick, der unruhig durch die Stube geistert, bis er auf einem alten Bauernschrank und einer Truhe haften bleibt.

Und vor dem Manne steht eine Torte. Auf dieser Torte, die glänzend braun ist und mit gelben Zuckerröschen verziert, stehen in viel verschnörkelter Schrift aus weißer Glasur die Worte zu lesen: Willkommen zu Hause! —

Segelfahrt von Konstanz nach Meersburg

Wie uns die unsichtbare Macht
durch diese mondbeglänzte Nacht
auf ihren Silbergründen führt,
daß kaum sich Herz und Segel rührt.

Und sieh, dort wächst vom dunklen Stein
hoch auf zum Himmel und hinein
auch eine stille fremde Stadt,
die nur für uns ein Licht noch hat.

Hans Heinrich Ehrler

Der gefrorene Wein / Von Karl Johann Hirtler

Jeder Mensch hat eine Geschichte. Und wäre es nur eine unterhaltliche. So eine Geschichte, wie man sie gerne beim Wein erzählt, wenn das Leben zuweilen gesellig wird.

Bartholomäus Koblhase erhob sich. Er hatte ein paar kleine silberne Schläge an sein leeres Bowlenglas geklopft. Mit feierlich gemeinter Umständlichkeit befestigte er auf seiner Nase den altmodischen Bogenkneifer, von dem eine schwarze Schnur melancholisch herabhing. Dann kreiste er mit einem Blick, den er bedächtig um die Tafel laufen ließ, die Aufmerksamkeit der Gäste ein, die Rosalie, seine muntere Gattin, zur Feier ihrer silbernen Hochzeit geladen hatte.

„Es ist uns eine große Freude“, begann Koblhase, „eine so stattliche Zahl von Freunden um unseren bescheidenen Tisch versammelt zu sehen, und ich möchte die Feier unserer silbernen Hochzeit nicht be-

schließen, ohne Rosalie mit einer besonderen Aufmerksamkeit zu ehren, indem ich Euch, meine Freunde, und Euren Liebsten eine Geschichte erzähle . . .“

„O Gott! . . . Aber doch nicht wieder die Geschichte vom Verlobungswein! Rosalie hatte abwehrend die Hand erhoben hinter der sie rasch einen zwinkernden Blick zu verbergen suchte, in dem ein boshaftes Lächeln schimmerte.

„Gewiß!“ sagte Bartholomäus, während er die Hand um seinen mächtigen Vollbart legte, „gewiß, es ist die Geschichte vom Verlobungswein! Es ist möglich, daß ich dem einen oder andern von Euch die Geschichte in früheren Jahren vielleicht schon einmal erzählt habe, aber . . .“

„. . . solch eine Geschichte kann man nicht oft genug hören!“ riefen die Fremden belustigt. „Nur zu, Bartholomäus! Hör aus mit deiner Geschichte!“

Bartholomäus Koblhase schickte

den Rand seines Kneifers einen triumphierenden Blick zu Rosalie hinüber. „Dachte ich mir's doch“, sagte er, „es gibt eben Geschichten, die nie ihren Reiz verlieren! So hört denn zu:

Als Junggefelle von zweiunddreißig Jahren war ich mit einem gewissen Herrn Niedbühler Zimmermieter und Kostgänger in Rosaliens Elternhaus, das in einem hübschen Blumengarten vor dem Stadtthoren lag.

Ich kann den Namen Niedbühler heute noch nicht nennen, ohne mit Abscheu an die schändliche Freude zu denken, die Niedbühler bei jenem merkwürdigen Mißgeschick empfand, das mir an unserem Verlobungstag widerfuhr.

In dem Sommer, der unserer Verlobung vorausging, hatte mir der alte Weingutsbesitzer Uvenhardt als Dank für eine Ausfertigung, die ich ihm als Ratschreiber beim Kauf eines Grundstücks geben konnte, drei Flaschen Wein geschenkt. „Den darf man wegen seiner belebenden Wirkung nur spritzenweise trinken“, mahnte Uvenhardt. Es ist schon vorgekommen, daß einer aus Lebenslust eine ganze Flasche von diesem Abgang auf einmal ausgetrunken hat. Den haben sie zuletzt mit Gummiknäppeln aufgeschlagen müssen, sonst wäre er überhaupt nicht gestorben!“ So scherzte der alte Uvenhardt, und in seinem Blick zeigte sich dabei, flink wie der Ruckuck aus einer Schwarzwälderuhr, der Schalk, der sich heimlich in seinem verwitterten Bartgesicht genestet hatte.

Rosalie wird sich nun gewiß noch erinnern, daß ich die Flaschen in der Nische zwischen Schrank und Wand meines beiden Dachzimmers abgestellt hatte.“

„An nichts, an gar nichts erinnere ich mich, Bartholomäus!“ widersprach Rosalie, „oder willst du etwa behaupten, daß ich mich jemals in deinem Zimmer gesehen hast!“

„Gleichviel“, sagte Koblhase mit einer leichten, beschwichtigenden Handbewegung, „wenn auch Rosalie nicht meine Zeugin sein will, meine Freunde werden mir den Glauben geben, daß ich aus meinem innersten

Wesen heraus schon von jeher ein sparsamer Mensch war. Obwohl mein Blick jeden Tag die lockenden Flaschen streifte, hatte ich in jenem Sommer nur eine einzige entforckt und nach vielen Wochen erst in kleinen Schlüßchen leergetrunken. Die zwei übrigen Flaschen hatte ich, als der Herbst begann, fast ganz vergessen.

Ich muß nun dem oft wiederholten Einspruch Rosaliens zum Trost erwähnen, daß in jener Zeit zwischen ihr und dem Lehrer Niedbühler ein Verhältnis von merkwürdiger Vertraulichkeit entstanden war, das sie, auch bei den gemeinsamen Mahlzeiten, vor mir und den arglosen Eltern immer weniger verheimlichte. Obwohl Rosalie



„Es ist uns eine große Freude,“ begann Koblhase.

gewisse Andeutungen meiner Zuneigung verstanden haben mußte, und obwohl ihr bekannt war, daß Niedbühler mit einem Mädchen seines Heimatortes verlobt war, konnte ich immer wieder ihre Blicke auf jenen leisen Wegen überraschen, auf denen sie sich in schweigendem Verstehen begegneten“

Bartholomäus Koblhase hatte zwischen den letzten Worten mehrmals mit verhaltener Spannung zu seiner Frau hinüber-

geblickt, als erwarte er jeden Augenblick über die heiteren Zurufe der Gäste hinweg Rosaliens Widerspruch. Rosalie jedoch sah schweigend und mit undeutbarer, heiterer Versonnenheit vor sich hin, und niemand konnte beobachten, wie plötzlich ein verdächtiges Lächeln flink in die kleinen Fältchen rieselte, die sich jedesmal, wenn ihr Blick schmal wurde, an den äußeren Lidwinkeln zeigten.

Bartholomäus widelte spielerisch das Ende seines schwarzen Vollbarts auf seinen Zeigefinger und fuhr fort: „Gegen den leichtlebigen Sinn eines jungen Mädchens hilft zuletzt oft nur noch der strenge Zuruf eines Befehls. Kurz, ich entschloß mich, diesem ärgerlichen Spiel ein Ende zu machen und verlobte mich zu Weihnachten mit Rosalie

Nach dem Verlobungskaffee, zu dem leider auch der Lehrer Niedbühler eingeladen war, fielen mir plötzlich jene beiden Flaschen Wein ein, die vergessen in einem Winkel meines Dachzimmers standen. Wahrhaftig, ein Einfall zur rechten Zeit! Dieser alte feurige Jahrgang sollte die stille Freude dieses Nachmittags in rotbackige Fröhlichkeit verwandeln. Ich eilte hinauf in mein Zimmer, um den Wein zu holen.

Der Winter hatte in jenem Jahr zwei Wochen vor Weihnachten mit grausamer Härte begonnen. Ein grimmiger Wind legte durch die glühenden Mauern des Städtchens, und in den Gassen klorrte die Luft von der glasigen Kälte. Nicht selten sah man vor den Häusern draußen Raben, die mitten im Fluge jäh erstarrten und tot in die verschneiten Wälder fielen. Es schien, als sei die Sonne aus ihrer Bahn herausgeworfen, sie trieb wie eine glosende Schlacke verloren durch das ungeheure Nebelmeer der früh einfallenden Abende. Damals mußte man den Toten, ehe man sie beerdigen konnte, das Grab mit Dynamit aus dem Boden sprengen.

Ja, es war kalt in jenem Winter. Aber das, was ich da entdeckte, als ich die Flaschen aus dem vergessenen Winkel hervorzog, — war denn das überhaupt möglich? Freilich, mein Zimmer, das ich in den kalten Wochen nur zum Schlafen brauchte,

konnte nicht geheizt werden. Verständlich drum, wenn morgens im Waschbecken die offene Wasser zugefrozen war. Aber Wein — Alkohol? — in verschlossenen Flaschen — zu Eisklumpen erstarrt?

„Das ist unerhört, ja, das ist sozusagen eiskalter Hohn auf die Naturgesetze!“ sagte Niedbühler.

Ich hatte die Flaschen, in die der Feind blinkende Risse geprenzt hatte, behutsam in die Wohnstube getragen. Sie wurden von allen Seiten betrachtet und bestaunt. Man schüttelte verwundert den Kopf und bedauerte, sich um den Genuß betrogen zu sehen. Rosaliens Vater aber zwinkte bedeutungsvoll mit dem Blick. Er war der Meinung, der Mensch müsse auch aus der Tücke des Mißgeschicks etwas zu machen versuchen. Er schälte die Scherbenhülle und bald standen die zwei entblößten Gefäße in einem Küchentopf über der Herdflamme.

Niedbühler hatte sich über einen Becher des Lexikons gebeugt, in dem er eifrig blätterte. Er sei begierig, Genaueres über den Gefrierpunkt des Alkohols zu erfahren. In Wahrheit aber suchte er nur sein Gesicht zu verbergen. Man sah es seine Schultern an, wie er von der Lust, in den Gelächter auszubrechen, immer wieder von neuem geschüttelt wurde.

Rosalie hatte die Weingläser auf den Tisch getan, und ihr Vater trat mit einer Flasche, in die er den Wein gefüllt hatte, in die Tür. O Gott, durch die Verwundungen hatte er ja seine Farbe verloren. Unsere Blicke wurden vor Staunen immer runder. Die Flasche war mit einer weißfarblosen Flüssigkeit gefüllt!

„Das besagt noch nichts über seine Qualität“, meinte Rosaliens Vater, zufrieden befriedigt über das Werk seines Einflusses füllte er die Kelche.

Nachdem er einen Glückwunsch unsere Verlobung gesprochen hatte, ergelien die Gläser.

Im nächsten Augenblick, während alle noch mit der Zungenspitze den Wein prüften, prustete Niedbühler los, und einem ungeheuren Gelächter ergab

hemmungslos seiner Schadenfreude. „Wasser!“ rief er, während er sich seine häßliche Freude auf die Schenkel klatschte, „reinstes Wasser!“ Und er bestätigte damit freilich nur das Urteil aller Anwesenden. Der Wein hatte, nachdem er durch Eis und Feuer gegangen war, wahrhaftig die Gesehe seines innersten Wesens gewandelt. Farbe — Duft — Blume — Geschmack — alles hatte er verloren. Mit demselben Wort, er war zu Wasser geworden. Zwischen den Worten unserer Verblüffung hatte sich Niedbühler unbemerkt dazwischen gemischt. Vielleicht hatte er sich zum Schluß doch noch über den Ausbruch seiner schändlichen Freude geschämt, die ihm vermutlich nur das letzte Auslodern seines Lebens noch nicht ganz niedergekämpftes Glückes war.

Nach einiger Zeit aber kam er mit unruhigem Gesicht, aufgeräumter Miene zurück und stellte fünf Flaschen Wein auf den Tisch, vom selben Jahrgang. Es war der alte Ewenshardt, der mit diesen handfesten Beweisen die eingefrorene Verlobung wieder auftaute.

„Und nun, meine Freunde, heute, am Tage unserer silbernen Hochzeit, kann ich mir getrost dem Urteil Rosaliens überlassen, ob aus der aufgetauten Verlobung nicht doch noch eine Ehe wurde, die besser schmeckt als jener fade Wein aus dem Ewenshardttopf.“

Bartholomäus gab seinem Aneifer eine zustimmende Antwort. Bartholomäus strich befriedigt über seinen Bart. Bartholomäus hatte geendet. Aber die beifälligen Rufe und die merklich laute Heiterkeit der Gäste endete schließlich in einer erwartungsvollen Stille, als sich Rosalie mit einem gelüftigen Lächeln, das ihre warmen Augen mit einem zarteren Schimmer umgab, von ihrem Stuhle erhob.

„Lieber Bartholomäus,“ sagte Rosalie, „du hast nun unsern Freunden 25 Jahre lang bei zahllosen Gelegenheiten diese Geschichte erzählt und behauptet, es sei Wein gewesen, was in jenen Flaschen gefroren ist.“

„Aber heute, an dem Tag, da auch deine Geschichte unser Jubiläum gewissermaßen feiert, glaube ich, dir eine kleine Auf-

klärung schuldig zu sein. Dir ganz allein, denn unsere Freunde, wie sie hier sitzen, haben sie längst nicht mehr nötig.“

In jenem Sommer, da du, Bartholomäus, auf dem besten Wege warst, ein zählederner Knicker und ehefeindlicher Eigenbrödlerr zu werden, habe ich die beiden Flaschen mit Niedbühler auf deine Gesundheit und mit den besten Wünschen für deine Zukunft geleert. Ich selbst habe



Aber das, was ich da entdeckte, als ich die Flaschen aus dem vergessenen Winkel hervorzog — war das überhaupt möglich?

die Flaschen danach am Brunnen mit Wasser gefüllt, hab sie verkorkt und zugedepflicht, wieder an ihren Platz in den Winkel gestellt.

In jenen Tagen, da Niedbühler und ich auf deine Gesundheit tranken, ist auch das vertrauliche Verhältnis zwischen uns entstanden. Denn das schweigende Verstehen' unserer Blicke, das deine Eifersucht und schließlich deinen herrischen Befehl herausforderte, war nichts anderes als die wortlose Verständigung darüber, daß du immer noch nichts gemerkt hast, und die erste deiner Flaschen immer noch nicht leer ist!

Nun, auch in der langen Zeit bis zu unserer Verlobung ist aus dem Wasser

fein Wein geworden, so wenig wie eine Lüge dadurch eine Wahrheit wird, daß man sie unaufhörlich wiederholt!"

"O Koblhase," wehlagten die Freunde laut, "was für ein Schlag für deine schöne Geschichte!" Ihr spöttisches Mitleid wurde zum Hohngelächter. "Nun wirst du sie uns nie mehr erzählen!"

Aber mitten aus ihrem ausgelassenen Lärm wuchs Bartholomäus mächtig empor: "Freunde", sagte er wuchtig, "fünfundzwanzig Jahre lang habe ich nun auf dieses Bekenntnis meiner Frau gewartet! Fünfundzwanzig Jahre lang habe ich die zwinfernden Blicke Rosaliens und das gleisnerische Spiel Eures Einvernehmens

beobachtet. Fünfundzwanzig Jahre lang hatte Rosalie ihr blinzelndes Vergnügen an dem Glauben, daß ich die Wahrheit nicht kenne! O, ich kenne sie! Niedbühler selbst hat sie mir am Tage vor unserer Hochzeit verraten. Er selbst, nicht Unruhig, hat jenen Wein gestiftet, der die Verlobung schließlich doch noch heiligt stimmte.

Die Wahrheit, liebe Freunde, ist ein junges Weibchen. Gefallsüchtig und täuschelustig, liebt sie den Zauber der Bekleidungen. Aber der ist kein Narr, der geduldig auf den Augenblick wartet, wo sie sich freiwillig und ganz von selbst entblößt und zu erkennen gibt!"

DIE WETTE

Von Karl Berner

Uf der Stube z' Chander
hocke si selbander,
der Schachemaier un der Wets, sy Fründ.
»E Znüni«, sage si, »isch gwiss kei Sünd.«
Der Stubewirt, der Senn,
het jo, was si wänn,
e suuri Chuttle, Brot un Wii -
vom Senn sym Musler mueß es sii! -
So göhn si denn uf d' Schnabelweid,
der lustig Senn tuet au gern Bscheid!
Si esse un si trinke fest,
un wo si ferig sin, die Gäst,
stöhn si ans Fenster,
mache Gsichter
wie ne Schelm vorem Richter.
»I glaub, d'r sehnt Gspenster«,
sait drum der Senn,
»was sehnt 'r denn?«
Die zwee, si bliibe d' Antwort schuldig,
un jede isch e stille Ma,

un jede luegt der Chilchturn a.
Z'letscht wird der Senn doch ungeduldig!
Der Schachemaier aber düttet
grad dörthi, wo's jetz öfli lüttet.
»He, gwettet hämmer halt.
Der Wets sait, unse Chilchturn fallt
im Lepperthafner sy Garte;
ich aber sag, er keit
uf der Märtpfatz« - der Senn aber schreit:
»Do chönnet 'r lang no warte -
i glaub, d'r gspüret der Wii!«
»'s cha sii«,
meint der Wets,
»los numme, Senn;
d' Hauptsach chunnt jetz;
los denn, was mer usgmacht hen:
So lang der Chilchturn 's Städtli ziert,
wacht menggi Nuß no in der Schale;
aber felle, wo d' Wett verliert,
mueß 's hüttig Znüni zahle!«

Ich hatt einen Kameraden

Elßässer Erinnerungen von Emil Baader

Die Armierungskompanie Heidelberg, die mit Beginn des Hornung 1915 ins Feld rückte, bestand zur Hälfte aus Studenten, Studierten und Kaufleuten, aus Leuten, die nicht gewohnt waren, mit Pickel und Schaufel umzugehen. Es gab Schwielen an den Händen von der ungewohnten Arbeit und wundete Füße von den weiten Marschen zur Arbeitsstelle. Wer über den Anstrengungen gewachsen war, schätzte sich wohl. Wieviele gute Kameraden lernte man kennen und lieben; und wie wunderbar war dieses Land, das Elßaß: die Landschaft Erwins von Steinbach und Gottfrieds von Straßburg, die Welt von Johannes Fischart und Jörg Widram. Man kann Erwins Dom nicht vergessen und das Münstertal, die Bergwelt hinter Dreiehren, am Schrazmännle, am Barrenkopf, am Lingenkopf. Man war fest entschlossen, nach Kriegsende dieses Land wieder zu durchwandern. Welches Glück nun: seit dem Sommer 1940 ist das Elßaß wieder deutsch!

Je und je trifft man einen Kameraden aus jener fernen Zeit: in einem Odenwaldort den grüblerischen evangelischen Vikar, in Heidelberg den besinnlichen Freund der Bücher und der Musik, zu Blaswald im Schwarzwald den dunkeläugigen Albiez, den Freund der Waldtiere. Alles lebt dann wieder auf: die Fahrt über den Rhein unterm hohen Sternenhimmel, der nächtliche Einzug ins zerschossene Dorf, das erste Nachtquartier auf dem Fußboden des elßassischen Gastwirthshauses, die Schanzarbeiten am Lehenberg bei Ingersheim, im gefrorenen Ochsenfeld bei Lutterbach, bei Altkirch, bei Illfurt. Ries mußte man fahren des Nachts und spanische Reiter herstellen am Tag; Zement schleppen und Eisenbahnschienen, Munition tragen. Und an einem weißen Wintertag haben die französischen Minen drei gute Freunde getötet; der getreueste Kamerad war bald dabei.

Ach könnte ich mit ihm wieder einmal von jener schönen Weihnacht 1915, die wir

zu Oberspechbach verlebten, in der Stube eines halbzerfallenen Bauernhauses, plaudern.

Schon Wochen vor Weihnachten hatte ich einen kleinen Weihnachtsbaum von der Arbeitsstelle im Wald heimlich in unser Haus gebracht: „Duften die Tannen und klirrt der Schnee / und füllen die Nebel Waldweg und Tal / so wandre ich selig durch Busch und Gehölz / zieh talwärts und herge unterm Mantel die zartste und duftendste Tanne...“, so schrieb einer damals ins Tagebuch.

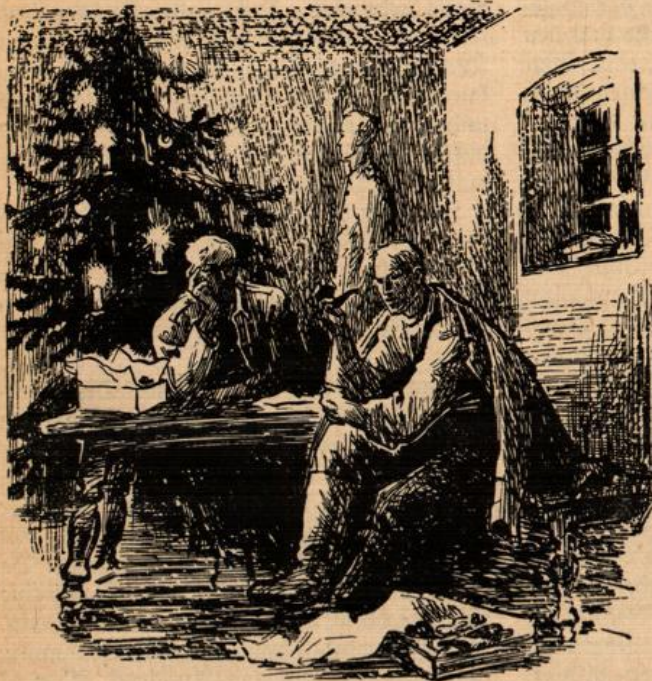
In einer dunklen Bauernkammer schliefen wir. Wenig Raum war da für den Weihnachtsbaum. So hängten wir ihn über die Lagerstätte an die Decke. Er beglückte in den Vorweihnachtstagen das Herz.

Nun kam der Christabend. Die Kompanie veranstaltete im ruhgeschwärtzten Saal des elßassischen Dorfwirthshauses eine Feier. Ein großer Lichterbaum brannte mitten im Saal. Und die Männer vom Spaten versammelten sich um den Baum. Ein altes Tafellavier war da. Da spielte ein Kamerad recht und schlecht eine Weihnachtsweise und der Chor fiel ein. Der Kompanieführer gab der Stimmung in ungelenteten Worten Ausdruck. Aber es hatte ihn, das spürte man, innerlich gepackt. Dann sang man das Lied vom Tannenbaum. Aus den Deckeln des Kochgeschirrs trank man Bier. Gaben wurden verteilt. Liebesgaben aus der Heimat. Socken, warme Handschuhe, Briefe von fremden Mädchen, Zigarren, Zigaretten und Tabak in großen Mengen.

Dann trat einer vor, keiner hätte es ihm zugetraut, Wintermantel war sein Name; er sprach Verse: Weihnachtsgedichte von Eichendorff und Theodor Storm. Sie griffen uns allen ans Herz. Bald war die Weihnachtsfeier der Kompanie beendet. Man trottete heim durch die Winternacht in das Quartier. Nun begann in den einzelnen Quartieren die Nachfeier. Bei uns, im halbzerfallenen

Haus am Bach, ist's unsäglich schön geworden.

In der großen Stube des Hauses hatte einer der Kameraden, ein Konstanzer Mechaniker, einen Baum aufgestellt, der nicht viel kleiner war, als der Baum der Kompanie. Mein Freund, Student der Mathematik, hatte von seiner Mutter Christbaumschmuck geschickt bekommen. An Weihnachtskerzen war auch kein Mangel.



Verzaukert saßen die vier Gefellen vom Oberrhein in der weihnachtlichen Stube im Elsaß.

Das Feuer im kleinen Feldofen brannte lustig. Für Holz hatte man gesorgt. Bald war's in der Stube mollig warm. Bald dampfte der Glühwein. Hell brannte der Baum. Verzaukert saßen die vier Gefellen vom Oberrhein, vom Bodensee und vom Schwarzwald in der weihnachtlichen Stube im Elsaß. Noch einmal versuchte man zu singen. Dann trank man Glühwein, aß Springerle und Zimmetsterne, Anisplätzle und Butterbadesle. Die Gaben der Heimat breitete man aus. Briefe und Bücher mit herzlichem Widmungen. Dann begann man zu erzählen von daheim. Zwei der Kameraden, der Mechaniker und der Gärtner, gingen um Mit-

ternacht zu Bett; sie waren müde. Die beiden andern aber blieben wach die ganze Nacht. Morgen war ja dienstfrei.

Wer das nie erlebt, eine lange Nacht durchzuplaudern mit einem guten Freund und Kameraden, eingehüllt in der Qualm der Pfeife, hat etwas vom Schönsten versäumt. Man sprach von Dingen, fern des Alltags. Die Gespräche rührten an das Tiefste des eigenen Lebens, des Lebens des Volkes und der Menschheit. Unvergesslich dies Gespräch in einsamer Christnacht in der Bauernstube im Elsaß.

Dader neue Tag zum Festen hereinschaute, hatten die zwei guten Kameraden den Weihnachtskaffee schon bereitet. Es war ein Festtag.

*

Von Oberspechbach kamen wir für kurze Zeit nach Altkirch dem schönen Städtchen im Oberrhein, dann in die Hochvogesen. Als Quartier bezogen wir ein am steilen Hang gelegenes Waldlager, das aus selbst gezeimmerten Blockhäusern bestand. Zu unsern Füßen lag das Münsertal. Im Städtchen Thann lag der Feind.

Morgen für Morgen marschierten wir an die Front — zwei Stunden weit. Es war ein seltsames Wandern in Gott-

Frühe durch die dunklen Wälder. Die Schrammännle hatten wir den zweiten Graben auszubauen.

Jeder Vogesenkämpfer kennt diesen grünen Berg, der viel Blut getrunken, ganz zerwühlt war von Granaten, dessen Bäume alle zerfetzt waren von mancher Schlacht.

Je und je kam es vor, daß es bei der Heimkehr am Nachmittag weniger Kameraden waren, als beim Ausmarsch am frühen Morgen. Die französischen Mörser waren unsere schlimmsten Feinde. Lautlos kamen sie angeschaukelt, Tod Verderben bringend. Einmal haben wir mitten im Winter, drei gute Kameraden

auf einmal getötet. Auf Rodelschlitten mußten wir im Walde Tannenäste holen, die als Faschinen verwendet wurden. Da wir wieder eine Ladung brachten, war das Unheil geschehen. Man hatte die drei bereits auf Rodelschlitten gebettet und mit Zeltplanen aus Segeltuch zugedeckt. Das war ein trauriges Geschäft. Drei Plätze in unserer Blockhütte waren nun leer. Es waren unsere Schlafnachbarn gewesen, brave badische Landsleute. Am folgenden Tag, ein Sonntag war's, begruben wir sie auf dem Soldatenfriedhof zu Dreiähren. Kamerad Wintermantel, der an Weihnachten Verse von Storm und Eichendorff gesprochen, las nun ein Gedicht von Oskar Wöhrle; es begann:

Wieder haben wir begraben
einen teuren Toten ein;
Und die Erde muß ihn haben
in ihr Mutterherz hinein...

Die gewohnte Arbeit und der Krieg gingen weiter. Jeder Grabenabschnitt bestellte einen Mann, der das Nahen der Minen zu beobachten und zu melden hatte. Es war möglich den „französischen Marmeladeeimern“, wie wir unsere Erzfeinde nannten, auszuweichen, wenn man rechtzeitig um ihr Kommen wußte.

Inzwischen suchte die Kompanie schreibgewandte Leute für das Proviantamt in Dreiähren. Du, mein Kamerad, mit dem ich die schöne Christnacht erlebt, warst auserwählt. Und du, mein Freund, hast verzichtet. Hast verzichtet, weil ein anderer, dein Kamerad der Weihnacht, seit dem Auszug ins Feld dein Freund, nicht

auch zu dem Kommando bestimmt wurde. Hast verzichtet, obgleich du wußtest, wie gefährvoll das Bleiben war. Ich bat dich, zu gehen wie die andern. Du bist nicht gegangen. Kameradschaft...

Nun war Blutsfreundschaft zwischen uns. Glückliche ob unserer Verbundenheit, zogen wir Morgen um Morgen an die Arbeitsstelle. Wühlten im Felsgestein. Halfen Unterstände bauen, Lauf- und Schützengräben. Man vergaß die Minen, vergaß die Gefahr. Wir freuten uns der großartigen Vogesenlandschaft.

Es wurde Frühling und Sommer. Der rote Fingerhut und der gelbe Ginster blühten, die Erdbeeren und Heidelbeeren reiften. Wohl donnerten die Geschütze an der Front. Aber die Ruhetage waren ein Stück Gottesfrieden mitten im Krieg. Man wanderte hinunter in die Dörfer und alten Städtlein im Tal; auch nach Rapsberg, Geilers Heimat.

Ein neuer Winter kam. Wieder lag das Schrahmännle, der Berg unserer Arbeit, der Berg heißer Kämpfe, im weißen Schnee. Wiederum kamen französische Minen.

Und du, mein getreuester Freund und Kamerad, wurdest ihr erstes Opfer im neuen Winter.

O, ich meinte, das Herz müßte mir brechen, da man im Soldatenfriedhof von Dreiähren für dich das Lied, den großen traurigen Gesang vom guten Kameraden anstimmte. Der da heimging ins Mutterherz der Erde, war mir das Urbild des deutschen Kameraden.

Versteht ihr nun, warum ich immer an dies Grab im Elsaß denken muß?

„Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott!“ Das ist nicht nur ein sehr frommer, sondern auch sehr gerechter Satz, weil man ja gar nicht annehmen kann, daß der liebe Gott dazu da sei, Menschen zu helfen, die zu feige oder zu faul sind, sich selbst zu helfen, daß also der liebe Gott eine Art Schwächerlatz für die Menschheit sei. Dazu ist er nicht da. Er hat zu allen Zeiten nur den Segnet, der bereit war, sich selber zu wehren.

A. Adolf Hitler, Rede im Hofbräusaal in München zur Feier der Parteigründung am 24. Februar 1941

Die Alemannen und ihre Mundart

Von Univ.-Prof. Dr. Friedrich Maurer

Die Alemannen sind einer der wenigen deutschen Stämme, die beharrsam durch die Jahrhunderte hindurch im großen und ganzen auf dem Raum sitzen geblieben sind, den sie sich in den Zeiten der Wanderung genommen haben.

Schon daraus geht hervor (nur nebenbei sei es gleich gesagt), daß Sweben, Schwaben und Alemannen zwei Namen für dasselbe Volk sind, die auch in den späteren Jahrhunderten ihrer Geschichte noch wechselweise gebraucht werden. Da die frühe Geschichte des Stammes und des Raumes wenigstens in den großen Zügen einigermaßen aufgehellert ist, und da er infolge seiner Randlage nicht allzu verwirrende Schicksale gehabt hat, ist es eine Besonderheit der alemannischen Mundarten, daß wir auch ihre frühe Geschichte im großen durchschauen, und daß wir von der Besiedlungszeit her sozusagen eine kontinuierliche Entwicklung bis in die neue Zeit überblicken können, während anderswo, durch die unruhigen geschichtlichen Schicksale der früheren Zeit die ältesten sprachlichen Zustände fast völlig verwischt und verdeckt sind. Nur bei den jungen Oststämmen etwa kann die Bedeutung der Siedlungsvorgänge noch in ähnlicher Weise für die Sprachgeschichte fruchtbar gemacht werden.



Der Gesamtraum zerfällt in eine Reihe größerer, natürlicher Landschaften: der Oberrheinraum, die Oberneckarlande, das Schweizer Mittelland sind die wichtigsten.

Sie haben sich im 2. nachchristlichen Jahrhundert aus ihrer alten Heimat an der mittleren Elbe aus der germanischen Großgruppe der Elbgermanen gelöst. Sweben (später wird im Deutschen daraus „Schwaben“) heißen sie damals, ein Teil von ihnen sind die Semnonen, und der Name Alamannen taucht in dem Augenblick zum erstenmal auf, als mit jener Ablösung von den Elbgermanen der Name der Semnonen verschwindet.

Auf ihrem Weg nach dem Südwesten kamen die Alemannen über die Gebiete am oberen Main in die Unterrhein- und Neckargegenden; sie drängen nach Süden vor auf dem gleichen von der Natur gegebenen Weg, auf dem schon zwei Jahrhunderte vorher andere Swebengruppen — es sind die Scharen des Ariovist, die mit dem Römer Cäsar im Elsaß kämpften — in die Rheinlande gekommen waren.

Um diese Landnahme und die Besied-

lungsvorgänge, aber auch um die späteren Schicksale von Volk, Sprache und Kultur der Alemannen zu begreifen, entwerfen wir zweckmäßigerweise zunächst ein knappes Bild der natürlichen Gegebenheiten im alemannischen Südwesten. Der Gesamtraum zerfällt in eine Reihe größerer natürlicher Landschaften: der Oberrheinraum, die Oberneckarlande, das Schweizer Mittelland sind die wichtigsten. Eine Zwischenstellung nimmt das Bodenseegebiet ein, das früher mehr zum Süden, später mehr zum Norden neigt. Für sich steht Vorarlberg.

1. Das Oberrheinland. Wesentlich ist zunächst die Feststellung, daß weder das linksrheinische noch das rechtsrheinische Gebiet, weder das Elsaß noch Baden als eigene und einheitliche natürliche Räume gelten können. Das Oberrheingebiet ist vielmehr ein einziger natürlicher Raum. Zwar behauptet der Darsteller der Elsässischen Dialektgeographie, Otto Stöckicht, das Elsaß bilde „den natürlich begrenzten südwestlichen Teil des oberrheinischen Bruchgrabens“, und eine Anmerkung nennt dazu als „natürliche Außenranken“ . . . „im Osten gegen Baden den Rhein“. Auch die burgundische Pforte erscheint als „natürliche Grenze“. Aber davon kann in Wahrheit keine Rede sein. Die raumbildenden und raumbegrenzenden Kräfte stellen vielmehr am Oberrhein die beiden großen Gebirge dar: Vogesen und Schwarzwald. Beide grenzen das Gebiet rechts und links des Stroms nach der ihm abgewandten Seite ab. Die Vogesen und die Haardt trennen das Elsaß von Lothringen (die Einheit Elsaß-Lothringen gibt es weder nach den natürlichen noch den historischen, noch den sprachlichen oder volkswissenschaftlichen Gegebenheiten). Der Schwarzwald scheidet das badische und das württembergische Alemannenland, doch sind hier die Beziehungen noch wesentlich enger geblieben. Der Schwarzwald war zu allen Zeiten verkehrsdurchlässiger als die Vogesen. Zugleich aber und in erster Linie schließen die beiden Gebirge die Lande beiderseits des Rheins zu dem wichtigsten Raum zusammen, den wir zu betrachten

haben. Die nördliche Erstreckung soll hier zunächst nicht näher beschrieben werden; nach Süden hin gehört ohne Zweifel noch das Gebiet von Basel und seine Umgebung bis zum Jura mit zu dem Oberrheinraum, dessen Einheitlichkeit auf beiden Seiten des Stromes besonders von F. Mez eindrucksvoll dargestellt worden ist.

2. Das Neckarland. Es ist nach Nordwesten durch den Odenwald, nach Westen im größeren Teil durch den Schwarzwald, nach Südosten durch die Alb begrenzt. Nach Nordosten ist der Übergang zum Mainland offen, mit dem zusammen sich das Neckarland zum schwäbisch-fränkischen Hügelland zusammenschließt, innerhalb dessen jenes zum Main, dieses zum Neckar entwässert. Im Westen bleibt als freie Verbindungsstelle zum Oberrheinraum die Lücke zwischen Schwarzwald und Odenwald, im Kraichgau. Auch zum Raum 3, nach dem Seegebiet hin, bleibt zwischen Schwarzwald und Alb in der Saar eine verbindende Lücke. Schließlich erhebt sich die Frage, wie weit die Alb selbst als eigene Landschaft zwischen Raum 2 und 3 steht und diese trennt, oder ob sie nicht vielmehr zu einem von ihnen, d. h. dann aber wohl zum Neckarland gehört, mit dem sie sich zur höheren Einheit des schwäbisch-fränkischen Stufenlands zusammenschließt.

3. Als dritter Hauptraum ist das Alpenvorland herauszuheben. Robert Gradmann, an dessen Gliederung Süddeutschlands ich mich hier anschließe, spricht vom schwäbisch-bairischen Alpenvorland. Da er die Schweiz in der Behandlung Süddeutschlands aus äußeren Gründen ausschließt, müssen wir den Raum auf das schweizerisch-schwäbisch-bairische Alpenvorland erweitern. Umgekehrt lassen wir das bairische Stück außer Betracht und betrachten den Lechraim als natürliche Abgrenzung des schweizerisch-schwäbischen vom bairischen Stück. Dieser dritte natürliche Raum umschließt außer dem Schweizer Mittelland z. T. das Seegebiet; es greift vom Bodensee her im Lauf des Alpenrheins tief nach Süden aus. Im übrigen ist dieser Raum im Süden durch die Alpen, im Norden durch die Alb begrenzt.

Die natürlichen Gegebenheiten haben die Richtung und Art der Landnahme durch die Alemannen weitgehend bestimmt. Sie haben ferner die Richtung und die Stärke der von außen hereindringenden späteren Verkehrswellen bestimmt. Sie haben schließlich aber auch die Entstehung und Ausbildung der im Lauf der Zeit einander folgenden kirchlichen und politischen Räume wenigstens bis zu einem gewissen Grad, der in manchen Fällen sehr hoch war, beeinflusst und mit alledem zugleich die Ausbildung menschlicher Gemeinschaften, d. h. aber kultureller und besonders auch sprachlicher Gemeinsamkeiten und Gegensätze bewirkt und bestimmt. Es ist nicht möglich, auf engem Raum, wie er hier nur zur Verfügung steht, die historischen Schicksale auch nur andeutend zu besprechen, die die natürlichen Raumbildungen und Verkehrsbeziehungen teils vertieft und in gleicher Richtung fortgesetzt, sie z. T. aber auch in neue Bahnen gelenkt haben, die die alten überschnitten und durchkreuzten.

Oberrhein- und Oberneckarland nahmen ursprünglich die stammlich-vollständig gleichen Menschen auf, die die gleiche germanische Sprache hatten. Wenn heute an die Stelle dieser sprachlichen Einheitlichkeit eine große Vielfalt getreten ist, und wenn im gesamtalemannischen Bereich eine ganze Reihe von Mundarten gesprochen werden, die z. T. erheblich voneinander verschieden sind, so haben das die Weiträumigkeit des Gebiets, die Ausweitung des Stammes, das Auseinanderwachsen seiner Teile und die damit verbundenen verschiedenen historischen Schicksale bewirkt. Gewiß sind alle diese Mundarten noch alemannisch und ebenso gewiß germanisch (es war eine lächerliche und absurde Idee, wenn es in den vergangenen Jahrzehnten französische Gelehrte unternommen haben, die außergermanische Stellung des Elsasses oder des Alemannentums vom Sprachlichen her zu „beweisen“). In allen diesen Mundarten lebt unverkennbar und als tragender Grund das Germanentum alemannischer Prägung. Aber gleichwohl hören wir heute alle sofort, ob ein „Schwabe“ (nämlich ein Oberneckarlän-

der aus dem Württembergischen) oder ein Oberrheiner oder etwa ein Berner zu uns spricht.

Wenn heute ein Alemanne weiß, zeit, hous, lout, nicht aber wib, zit, hüs (oder hüs), lut (lüt) spricht, so wissen wir, daß es ein Schwabe ist; und wenn einer hüs, lüt spricht, so muß er ein Elsässer oder ein Kaiserstühler sein; und wenn einer ge(n), ste(n) sagt, nicht gau, sto, stau oder stande, so muß es wiederum ein Oberrheiner und in erster Linie ein Elsässer sein, und er kann nicht aus dem schwäbischen Württemberg auch nicht aus dem größten Teil der Schweiz stammen. Spricht aber einer aus dem deutschen Südwesten die Reblaute chind, halt, so kann er nur in der Schweiz oder dem südlichsten Oberrheingebiet beiderseits des Stroms dahinter sein. Nur diese letzte Eigenheit ist aber recht alt. Schon in den ältesten deutschen Quellen scheidet sich der südliche Teil der Alemannischen, der damals weiter nach Norden greift als später und heute, von dem nördlichen, der wie heute kalt und kind spricht. Die übrigen der eben genannten Eigenheiten, die das Schwäbische oder das Oberrheinische (Elsässische) auszeichnen, sind junge Aenderungen. Vor allem hat das Alemannische die hochdeutschen Zwielaute (Zeit statt Haus statt Hus) nicht aufgenommen und nur im schwäbischen Teil spät, erst nach dem 14. Jahrhundert eindringen lassen. Das älteste alemannische Deutsch, das uns schriftlich aus der Zeit der Karolinger überliefert wird, kennt aber noch keinen nennenswerten Unterschied zwischen Schwäbisch und Oberrheinisch. Erst der Zeit der salischen und der Stauferkaiser, im „Mittelhochdeutschen“, wie die Sprachwissenschaft sagt, des 11. und 12. Jahrhunderts ist der Unterschied da. Nun an gibt es ein eigenes „Schwäbisch“, das erst recht in den folgenden Jahrhunderten sein eigenes Gesicht ausgebildet.

Hauptgrund für das sprachliche Auseinanderwachsen der Alemannen war das Sonderleben der einzelnen Siedlergruppen in ihren natürlichen und dann politischen Räumen. Besonders

Schwarzwald hat in den ersten Jahrhunderten seine trennende Kraft entfaltet: siedlungsmäßig wurde er erst vom 12. Jahrhundert an wirklich erschlossen und überwunden. Abgesehen davon, daß er auch dann noch lange den Verkehr mindestens stark behinderte, so war bereits im 12. Jahrhundert das sprachliche Auseinanderwachsen zwischen Oberrheinern und Neckarländern geschehen. Verstärkt und nach Norden hin verlängert wurde die trennende Schranke zwischen Rhein- und Neckaralemannen durch den fränkischen Vorstoß, der das im Norden an den Schwarzwald anschließende verkehrsfreundliche Gebiet des Kraichgaues eroberte und damit auch noch an dieser letzten offenen Verbindungsstelle einen Keil zwischen die beiden Alemannengruppen trieb.

Betrachtet man den deutschen Südwesten, das Alemannenland, im Zusammenhang der großen gesamtdeutschen Sprach- und Kulturbewegungen des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, so ist der erste und bestimmende Eindruck der, daß diese Bewegungen in die verschiedenen Teile in verschiedener Weise und verschieden stark gelangten. Die drei großen alemannischen Siedlungsräume waren diesen von außen kommenden Bewegungen von vorn herein verschieden zugänglich, schon je nach der Richtung, aus der sie kamen, aber auch nach der Zugänglichkeit und der Aufgeschlossenheit, mit der die verschiedenen Gruppen dem Neuen entgegenkamen. Große Teile der Schweiz liegen am Fernsten. Es kommt dazu, daß sie durch ihre Geschichte auch politisch immer stärker abgeschlossen worden ist, und daß schließlich auch die Menschen am bewußtesten an ihrer Eigenart festgehalten haben. So ist sie auch sprachlich am stärksten bei dem Altalemannischen geblieben; hat Fremdes, wenn es sie erreichte, wenig aufgenommen, konnte allerdings andererseits auch eigene Neubildungen nicht nach außen hin durchsetzen. Gleichwohl ist das Schweizerdeutsch vielfach mit dem südlicheren Oberrhein und auch dem Seegebiet verbunden.

Sehr stark hat sich auch das „Schwäbische“ (im engeren Sinn des Württembergischen) zur eigenständigen Gruppe entwickelt. Es gibt heute wohl wenige deutsche Landschaften, die ein so starkes Bewußtsein ihrer Eigenart haben und sie so stark pflegen, wie gerade das Schwabentum. Auf der anderen Seite aber war das Alemannentum am Oberrhein zu allen Zeiten am stärksten dem Fremden zugänglich, da der Rheingraben stets ein Verkehrsgebiet ersten Ranges war. Und zwar ist das Gebiet entsprechend den Straßenzügen in der Längsrichtung aufgeschlossen worden, entsprechend der größeren Verkehrsdurchlässigkeit in erster Linie und in höherem Maß im Elsaß als auf der rechten Stromseite.

Ein paar Einzelfälle sollen diese allgemeinen Darlegungen erläutern. Zu Beginn der Neuzeit dringen die neuen Zwielaute au, ei und eu (etwa in Haus, Eis, Leute) vom Südosten her vor und setzen sich in großen Teilen des deutschen Sprachgebiets an die Stelle der alten einfachen Längen i, u, ü (Hus, Is, Lüte). Die neuen Wortformen waren im südlichen Bayerschen schon im 12. Jahrhundert vorhanden, von Altbayern südlich der Donau und von Oesterreich aus dringen sie seit dem 13. und 14. Jahrhundert vor. Am Ende des 13. Jahrhunderts ist schon Augsburg erreicht. Aber erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wird von Osten her das Schwäbische ergriffen; zur gleichen Zeit kommen die neuen Laute auf der alten großen Verkehrsstraße von der Donau zum Rhein. Der Durchbruch erfolgt am Neckarlinie, etwa an der Kocher- und Jagstmündung auf das Gebiet von Speyer-Worms hin. Rheinab und rheinaufwärts werden die Neuerungen weiter gegeben, aber sie werden in diesem Fall bereits an der Nordgrenze des alemannischen Bereichs, d. h. im nördlichsten Elsaß und an der Murglinie abgewehrt. Sollten wenige Vorstöße in das alemannische Rheingebiet gelungen sein, so wurden sie später wieder rückgängig gemacht. Da auf der anderen Seite das Gesamtschwäbische bis zur alten Grenze des Territoriums Württemberg die neuen Zwielaute,

wenn auch in der eigenen Form der ei und ou aufnahm, so wurde durch dieses verschiedene Verhalten der beiden Räume die sprachliche Kluft weiter vertieft. Das geschah aber wie gesagt erst seit etwa 1500. Seitdem scheiden sich Nedar- und Oberrheinland auch in diesem Punkt.

Ganz anders hat sich die Aufnahme eines ebenfalls und etwa zur gleichen Zeit aus dem Südosten vorstößenden anderen Wandels abgespielt, der einstmalig typisch bayrischen Formen gen und sten, die an die Stelle der fränkisch-alemannischen gan und stan (standen) treten. Hier ist das Nedarland beim Alten geblieben, und die Dreiheit gau, stau, bleiwe lau (dem alten gan, stan, lan entsprechend) ist zum schwäbischen besonderen Kennzeichen geworden, nicht nur gegenüber den fränkischen gehn, stehn, bleibe losse und gegenüber dem Bayrischen mit den alten gen und sten, sondern auch gegenüber großen Teilen der Oberrheinlande setzt sich dadurch heute das Schwäbische ab. Bis ins hohe Mittelalter kannte der gesamte Westen vom Niederrhein bis zur Schweiz die bayerischen e-Formen nur in einigen Sonderfällen. Erst vom 13. und 14. Jahrhundert an gelangen sie, wieder auf der großen alten Straße, die von der Donau zum Nedar und Mittelrhein zieht, nach dem Westen, und sie werden hier früh rheinab, erst viel später auch an den Oberrhein getragen. Was oben über die größere Verkehrsoffenheit des linken Rheinufers gesagt worden ist, läßt sich an diesem Beispiel besonders gut veranschaulichen. Fast das gesamte Elsaß ist von den neuen gehn und stehn erobert worden. Nur in den

ausgesprochenen Restgebieten im Mümpfertal und im Sundgau finden sich noch Spuren der alten gan. Die Formen von stehn sind von südlichem Stande schon weiter nördlich, etwa auf der Linie Münster, Kolmar, Breisach aufgehalten worden. Auf dem rechten Rheinufer dagegen sind die alten gan noch im ganzen Süden, im Gebirg wie in der Ebene bis zu der ungefähren Linie Ettenheim—Rippenheim—Lahr—Offenburg und südöstlich davon bewahrt. So steht hier ein Teil des Oberrheingebiets beim Schwäbischen. Aber es sind keine gemeinsamen Neuerungen, sondern getrennt erhaltene alte Gemeinsamkeiten, und auch die Schweiz steht hier wie so oft beharrsam bei den altalemannischen Wörtern. Im Uebrigen gibt es ja auch alte gemeindeutsche Lautungen, in denen die drei alemannischen Gruppen bei dem Alten geblieben sind, so z. B. bei den alten Zwielaute von Brueder, Brüeder, lieb. Die neuen einfachen langen Bruder, Brüder, lib sind fast nirgends ins Alemannische eingedrungen. Und so kann man (wenn man vom Schwäbischen mit den neudeutschen ei, ou eu statt der älteren i, u, u abzieht) sagen, daß das Alemannische mit den alten Längen und den alten Zwielaute (in Zit, Hus, Lüt, Brueder, Brüeder, lieb) noch beinahe „mittelhochdeutsch“ lautet. Aber bei aller Beharrlichkeit sind doch die alemannischen Mundarten auseinandergewachsen, so daß die vollklich-stammlich gleichen Alemannen, die am Oberrhein oder in Schwaben oder im Alpenvorland sitzen, heute in ihrer Sprache recht verschieden sind.

Brüfung und Erfüllung im Elsaß / Von Sepp Schirp

Seitze Sonne sirtt über dem Rhein. Silberne slicht sich ihr Licht in die kühlen Wogen. Dichtgedrängt und voll lachenden Lebermuts sitzen wir im Schlauchboot. Röhlen Arme und Hände in der hart anpressenden Flut. Die überlebenden Pioniere behalten die infanteristischen Landratten scharf im Auge. Dann

aber ist glücklich angelegt und, den nächsten besten Prügel greifend, marschieren wir landeinwärts. Schweifen rechts und links ab in Waldparzellen, Hohlwege und offenes Feld, die kampfslos geräumten französischen Feldstellungen durchstößernd. Und fragen uns immer wieder: „Waren das noch Soldaten, die hier ihrem Kriegswort

ihrer Pflicht genügten?" Uns schien viel-
mehr, daß sich die Insassen dieser Stellun-
gen, dem Vorbild der korrupten jüdischen
Drabtzieber in Paris folgend, aus der fre-
ventlich heraufbeschworenen Kriegsnot ein
lustiges Vergnügen gemacht. Danach sah
es auch aus. Da lagen verschüttet über
allerlei Unrat ganze Haufen von feinstem
Kaffee, Tee und Kakao. Verdorbene Laibe
und Stollen schneeweißen Brotes. Ange-
lobbt, zerrissen, widrig beschmutzt, kostspie-
lige Matratzen, seidene Steppdecken, Dau-
nentissen mit Spitzen und Hohlsäumen,
Tafelgeschirr aus Silber und feinstem
Porzellan, verbeult, zerschlagen, verdreht.
Unwillkürlich hielten wir dagegen die spar-
tanische Einfachheit, Zucht und Ordnung
unseres soldatischen Haushalts, den kaum
50 Meter von den Stellungen hier trenn-
ten. Als uns dann im zerschossenen Lau-
terburg das Innere der von der Zerstörung
verschonten Häuser gezeigt wurde, konnten
wir uns überzeugen, wie hier, verheßt und
verdorben durch jüdische Parolen, gewissen-
los geraubt und zerstört wurde, wie es sich
in den jüdisch-demokratischen Metropolen
dem französischen Volke ebenso zu Leide und
zu Schaden im großen Stile vollzog. Es
war ein Stachel, der sich tief und unvergeß-
lich einbrannte; denn auch hier war nicht
feindliches Gut mutwillig vernichtet, son-
dern durch Jahrhunderte bewahrtes und ge-
liehtes Familiengut eigener Landsleute.

Die französischen Militärs von 1939/40
und ihre plutokratischen Hintermänner aber
dachten, fühlten und handelten anders. Sie
fühlten sich so siegesicher, daß sie glaubten,
sie könnten nun die von ihrer Propaganda
so sorgfältig und kunstvoll gedrechselte
Maske dem Elsaß gegenüber fallen lassen.
Es wurde kaum mehr ein Hehl daraus ge-
macht, daß dies blühende, fruchtbare El-
saßland bedenkenlos den militärischen
Zwecken geopfert, zum reinen Festungs-
placis mit Bollwerken, Steppen, entvöl-
kerten Städten und Dörfern gemacht sei.
„Diese lächerlichen Deutschen, diese gräß-
lichen Elsässer“, wie der französische
Schriftsteller Balzac noch sagte, diese
„Boches“, wie die französische Juden-
meute von gestern sagte, waren ja tief ge-
nug nach Frankreich hinein verfrachtet,

daß sie mit der Zeit schon kirre werden
würden. Daß die Söhne dieser in hin-
terhältigster politischer Absicht Verbann-
ten in der „glorreichen Armee“ Kraft, Ge-
sundheit und Leben einsetzten, fand keinen
Eingang in das so wohlfeile, überschweng-
liche demokratische Sentiment, sondern
wurde kalt als Selbstverständlichkeit regi-
striert: „C'est la guerre!“ Oh, hättet ihr
elsässische Söhne des Staates der Dala-
dier, Reynaud und Mandel gesehen, wie
eure, durch ruchlose jüdische Propaganda
verheßten Kameraden in euren Eltern-
häusern gewütet, wie sie die Bilder, die
euch stolz als französische Soldaten aller
Ränge und Auszeichnungen auswiesen,
in den Kot und Ramsch getreten und
beschmutzt — in euch wäre nicht nur Haß
aufgesprungen, sondern auch die ganze
tiefe Kluft, die euch von solch zerrütteter
Welt trennt! Wir selbst standen fassungs-
los vor solcher Niedertracht.

Bedrückt und stumm gingen wir hinauf
zu der noch heil gebliebenen Kirche. Saßen
still im Gestühl und ließen die Kühle des
Raumes auf uns einströmen. Durch die
Fenster stießen feine Lichtbahnen, nahmen
Enge und eindämmernde Düsternis des
Raumes weg. Oben auf der Empore pol-
terten ein paar Kameraden, als wollten
auch sie das Beklemmende der Atmosphäre
verseuchen. Aber der eine suchte das
Triebgestell des Blasbalges, der andere
saß bereits am Manual der Orgel und
griff in die noch stummen Tasten. Plötzlich
aber brauste es auf. Die Fenster erzitterten,
der ganze Kirchenraum schien gesprengt in
die herrliche, sonnige Weite des Landes.
„Deutschland, Deutschland über alles —.“

Und vom Gebraus des Chorals erweckt,
getrieben von Heimweh und einer noch
nicht begriffenen und doch mächtig aufstrah-
lenden Gläubigkeit, kamen sie, die alten Ge-
schlechter des Landes, gezeichnet von seinem
schweren Schicksal, und lauschten erschüt-
tert den Rufen der Orgel, die das Tor ins
Reich aufstieß. Die heiße Kraft der
Töne umfing sie, die so lange in fremder
Kälte gefröstelt und gefroren und barg sie
nun für ewig vor den ruchlosen Zugriffen,
die das Leben dieses Landes durch Jahr-
hunderte hindurch vergällt und zerrissen.

Hero und Leander am Bodensee

Erzählung von Max Bittrich



Leanders Liebesfahrt durch die gefährliche Meerflut erregte das Gemüt des Kleinbauernsohns und Fischers Valentin Petri in Sipplingen am Bodensee vor vielen Jahren um so nachhaltiger, da er, als tätiges Mitglied des dramatischen Vereins „Was ihr wollt“, Grillparzers Trauerspiel von des Meeres und der Liebe Wellen hingerissen auf der Theaterbühne bewundert hatte.

Zudem wurde Valentin Petri oft an Leander, den Helden des Trauerspiels, erinnert, weil er dicht beim Schwäbischen Meer das Schloß Althohensels wußte, von dem nach der Chronik Ritter Burkhart nachts talwärts gestiegen war, um zu Fortuna von Rarged über den See zu schwimmen.

Da er vom Schwimmklub „Triton“ preisgekrönt worden war, glaubte er fest an den eigenen Stern, der endlich heller leuchten würde als die Gestirne der ehemaligen Schwimmer.

So pflegte denn Valentin Petri nächtlicher Weise öfter über einen geräumigen Seezipfel zu schwimmen, und er blieb unverdrossen, obwohl sich seine Erwählte, die

Bauerntochter Anna Franzen, bisher nie für besiegt erklärt hatte.

Zwar lächelte sie ihn vergnügt an, wenn sie ihm auf festem Boden begegnete, und wenn er die Stunde seines nächsten, ihr zu Ehren geplanten nächtlichen Schwimmbesuchs verraten hatte, so stand bestimmt ihre Leuchte am Fenster; der hartnäckige Verehrer sollte weder sich verirren, noch gar untergehen.

In solcher Lage befand sich die Schiffsalwaage, als der See einmal nach ungewöhnlicher Sommerhitze in schweren Regengüssen schwamm. Endlose Wolkenlasten wurden auf Wasser und Land geschüttet. Es war, als wäre der See in überkochenden Wochen auf kühlere Höhen geklettert, um sich nun in das gelüftete Bett zurückzustürzen.

An dem Ufer, dessen steilere Bergzüge sich dem Seebecken fast nähern, tollten sich die Höhenfluten am meisten aus. Gebirgsbäche gerieten aus Rand und Band; der See bäumte sich auf, er gischtete, brodelte, zischte und mußte sich doch mit dem Zufluß abfinden.

Nach einem weniger gefahrdrohenden Morgen war der Regen mächtiger niedergegangen, und der Himmel hatte sogar Spuren von Bläue angenommen. Da stieß in der freundlichen Schlucht, die dem Franzenhof birgt, der Steinmeß Leopold Lauber auf seinen alten Bekannten Valentin.

„So so!“, grüßte Lauber in erneut anhebendem Regengeplätscher. „Biel näßter würdest du auch nicht geworden sein, wärest du abermals zu deiner Liebsten geschwommen.“ Lauber schüttelte die überflüssigen Himmelsgrüße von der Mütze und wies in die Ferne: „Heute schickt uns die Schweiz noch mehr feuchte Ware herüber, keinen Firneglanz.“

Da hob Leopold Lauber die neugierige Nase zum größeren Freunde auf: „Biel oft bist denn du bisher zu ihr geschwommen“

men und hast dich mit ihrer Lampe zufriedenen geben müssen statt mit ihr?"

"Ein Duzendmal, wie du weißt."

"Duzendmal an derselben Angel zapeln ohne Futter? Die käm' mir recht! Die, wenn ich wiederholt bei ihr erschienen wäre, müßte bereits zu mir schwimmen." Er hob die sehnigen Steinmeharme: "Läuft so ein verliebter Kerl, nachdem er umsonst geschwommen ist, hierher, nur um der spröden Karline zuzuwinken, falls sie sich überhaupt blicken läßt! Seht nachts sein Leben ein!"

"Was das angeht", erklärte Petri, "so fühl' ich mich wohl dabei. Ich mein', ohne Angewißheit, Geheimnis und Gefahr gerät keine Menschenseele in richtige Verliebtheit."

"Mag sein. Nur muß man auch sicheren Lohn für morgen erhoffen können, nach altem Brauch."

"Er wird mich erreichen."

"Am Nimmermehrstag." Lauber goß wieder die Nässe von der Mütze: "Ich wäre längst fuchtig geworden. Du kannst hier warten, bis du ausgehungert bist." Er packte ihn und zerrte ihn unter krüppeligen Obstbäumen höher in die Schlucht, ließ sich an geschützterer Stelle nieder. Brot, Fleisch und Apfel holte er aus den Taschen. "Jetzt Stärke dich erst mit mir, damit du mit gut genährtem Verstand zum Ziele dringst. Den Magen wird dir deine unerwiderte Liebe hoffentlich nicht verschlagen haben. Ich und gieß ein Kirchwässerle drauf! Greif zu!"

Der Steinmeh trank, der Fischer tat Bescheid. Während sie kauten, spann Lauber den Faden seiner Betrachtung weiter: "Immer wieder das bißchen liebe Leben aufs Spiel setzen? Nein!" Er reichte dem Freunde einen Apfel. Sie schmausten die harten Früchte. "Nimm noch einen", rief der Gastgeber, "schenk' ihn deiner Liebsten, weil sie dir keinen Hunger stillt!"

"Du kannst nur spötteln!" wehrte sich Valentin. "Von der Seite kennt man dich schon von der Schulbank her."

Lauber zeigte die Zähne. "Darum bin ich Steinmeh geworden. Fest loschlagen, eine wahre Wonne! Immer den Handhäufel schwingen! Auch deine Anna tät ich

klopfen, wenn sie sich bei mir sperrte. Ich sag' dir, in Konstanz drüben hab' ich eine stehen, fein, sauber, die marschirt und pariert mir wie auf Militärkommando. Dafür laß' ich sie niemals aus dem Garn, nie."

"Abwarten!"

"Was Leopold Lauber beteuert, das ist allemal mit Zement gemauert; gewachsene Erde ist das. Meine Konstanzerin — — " Seine Augen glänzten. "Meine Überlingerin, du hast uns einmal in der 'Linde' in Bodman getroffen, war gewiß prima; meine Neersburgerin konnte sich 'von' schreiben, so ein hübscher Rader war sie; jedoch meine jetzige Schnäbeltaube, da bleibt kein Auge trocken vor Freudentränen."

"Jetzt dürftest du einen Punkt machen."

"Mehr wird überhaupt nicht verraten."

Er schmalzte, indem er sein Selbstbewußtsein genos, lachte sich krumm, und sein vorgebeugter athletischer Rücken fing den Regen auf. Das kleine natürliche Erddach, unter dem die Freunde hockten, hatte als Regenschirm ausgedient, wurde mehr zur Traufe.

Der von Lauber angekündigte Fernlastzug am Himmel war angelangt und entlud seine Fässer.

Neben den Füßen der belagerten beiden Bundesgenossen hätten bereits Fische ihr Auskommen gefunden, ohne der augenblicklichen Zuflüsse zu bedürfen. Dabei erhob der angeborene Bach vor dem Franzenhof, sonst ein zarter Musikant, donnernd seine Stimme; soviel Gestein rollte er zu Tal.

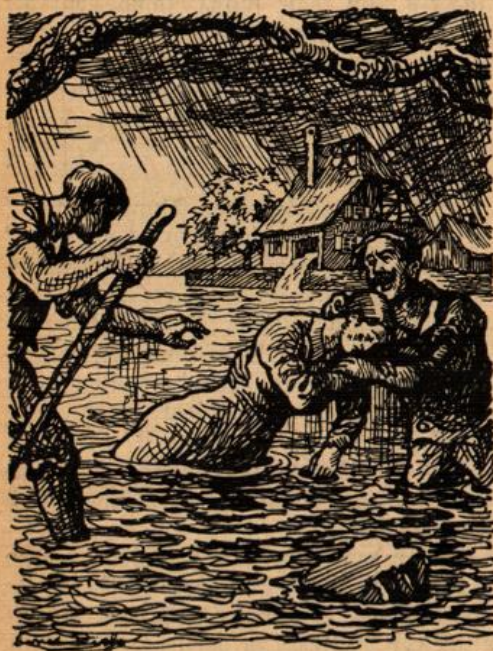
Lauer suchte gesicherte Unterkunft, näherte sich um einige Schritte dem Anwesen und gewann den Schutz einer wackeligen Bretterhütte für ausgedientes Adergerät: "Willst du warten, bis du in den See mitgeschleift wirst?" fragte er. Valentin folgte ihm langsam.

Rings um den Aufenthalt, von den Berghängen, tobten sich die abermals entfesselten trüben Wettergewalten aus. Das Geröll im Bachbett rumorte von Minute zu Minute leidenschaftlicher, Bretter und Gestrauch, Wurzelstöcke und Bäume trieben in gelber Strömung daher. Auf der

Rückseite des Franzenhofs, nahe an des Berges Steilwand, wuchtete ungeahnte Sturzflut nieder, drall und hart, als habe sie ein Wehr durchstoßen und sei willens, jedes weitere Hindernis über den Haufen zu rennen.

Der Franzenhof stellte sich ihr entgegen. Die Flut stautete sich an ihm, wuchs zusehends.

Durch den alten, wütend gewordenen Bach vom Hofe abgeschnitten, in die Enge



„Dich hätten wir; wo steckt dein Vater?“

getrieben, starrten die Zeugen gelähmt in die Wildnis. Nüchterne Männer, mit argen Naturdrangsalen vertraute, ließ der Schreck sinnlose Töne erfinden.

Aber da kündigt sich über dem umzingelten Gehöft nochmals unerhörter Aufruhr an. Das ist keine Balgerei jemals erlebter Fluten; das ist, wie nach wütendem Ritt gegen zähen Widerstand, Überrumpelung auf der ganzen Linie, und schon ergießt sich, wie aus geborstene Stauweiber schießend, die Breitseite der Wogen kochend, gischtend gegen den Franzenhof, bombardiert ihn mit Gestein, krallt sich ihm in den Rücken, steigt an die Fenster und — im schnaubenden Zorn der Lüfte und brüllenden Angriff der Wellen ver-

weht jeder andere Laut — brandet in die Stube, gewinnt die gepresste Luft zum Helfer, zertrümmert Tür und Fenster auch der Hausfront, schleudert sie ins Freie. Ein Geschoß, das draußen wirr ausstreut, was es unter dem Dache an Leben und gefühllosem Eigentum entführt hat.

Obwohl keine Möglichkeit vorhanden ist, über die brausende Gefahr an das Gebäude zu gelangen, setzen zwei Männer, halb betäubt, zum Sprung an; retten! retten!

Doch da kommt bereits auch auf sie selbst zu, was sich auf rasender Entladung befindet: Fensterblumen fliegen her, Fensterrahmen, Wäsche, Betten schaukeln auf dem Strom — und was hebt sich aus dem tobenden, johlenden Meer? — Arme eines vom Hause ausgeworfenen Menschen.

„Anna! Anna!“ schreit Valentin, und zwei Hilfsbereite, freundschaftsverbunden, versuchen todesmutig, der Gefahr Herr zu werden, das hilflose Opfer zu erreichen.

Vergebens! Aufgepeitschte Naturkraft ist stärker als sie, macht sie ohnmächtig. Nur einige Schritte nach der Seite können sie dem Widerstand abringen, wo in der Strömung ein Mädchen treibt.

Verzweifelt sehen sie sich aufs neue ein, und das Wunder geschieht: sie schneiden dem Verhängnis den Weg ab, bis die lebende Beute von des Steinmehrs robusten Händen ergriffen werden kann.

„Dich hätten wir; wo steckt dein Vater?“

Anna kommt nach und nach ins Gleichgewicht.

„Am frühen Morgen mit den Rössern zu Markte gefahren.“

„Sonst jemand im Hause?“

Keiner: auch das Vieh sei gesichert, in der standhaften Viehhütte bei der Heidenhöhle; das Unheil, so stammelt die Gerettete, habe ihr rechtzeitig in den Knochen gelegen.

Aber nun senkt sie doch den Kopf in die Hände; der Jammer über das Unglück bricht laut aus ihr. Da ist Trost schwach. Die Männer werden ihr beistehen, wollen retten, was noch zu retten bleibt, erhoffen den baldigen Zugang in das geplünderte Haus, sobald der plötzliche

Überfall einigermaßen abebbe; um ein Geringes scheine sich der Hauptschwall bisher verlaufen zu haben.

Ein paar Stunden wandern mit weniger grauem Himmel über das Feld des unbändigen Handstreichs, da sammeln sich die Fluten deutlicher zum gewohnten Lauf, wenn sie auch noch dahinstürmen, gelb wie Neid.

Zwischen drei Menschen, die wie Schiffbrüchige am Rande der Zermalmung weilen, fallen die Worte sparsam.

Anna ist mehr an ihres Retters Seite hängen geblieben als an der ihres Leanders, wenn auch ihre aufgeschauchten Gedanken immer wieder den suchen, der sich ihr zuliebe den Untiefen des Sees so oft anvertraut hat. Ihrer beider Sehnsüchte sind im Leid deutlich aufgeblüht, und Leopold merkt, wie sich die Augen suchen. Er hat sein stilles Vergnügen daran und kostet seine Freude aus. Dieses Paar: tüchtige kräftige Menschen wie gewachsene kerngesunde Erde! so denkt er. Hier, in aller Vernichtung muß Ordnung für künftig geschaffen werden. Hier fehlt alten, abgeschafften Händen ein junger Helfer. Ohne stilles Blut gelangt der Vater Annas schwerlich wieder auf einen grünen Zweig. Wie kann er sich gegen Beistand sperren! Man muß sofort Vorarbeit leisten, kurzen Prozeß machen.

So zieht denn der Steinmex Leopold Lauber die Anna dicht an sich und beweist ihr und dem Freunde ein Weilschen, wie sehr ihm der Fang behagt.

Valentin Petri guckt und schluckt. Hat Leopold die hochgelobte Konstanzerin aufgegeben angesichts anderen Ziels? Die ganze nächtliche Schwimmkunst Valentins wäre damit ein Schlag ins Wasser geworden, alle eigene Hoffnung zerplante Seifenblase? Abermals wäre dieser Steinmex ein Schoßkind des Erfolgs.

Valentin steigt das Blut zu Kopfe. „Willst du endlich mein Mädels auch mal mir überlassen?“ begehrt er auf und rückt etwas näher.

„Ach, der Valentin!“ ruft Leopold und lacht den Freund an. „Ausgeträumt?“

„Wer träumt hier? Gib sie her!“

„Nimm doch, was dir gehört! Denkst du vielleicht, ich wollte sie dir stehlen?“

„Du kennst meine Absichten mit Anna.“

„Klar. Im Übrigen bin ich genügend versorgt, wie dir bekannt ist. Mit Zement gemauert, gewachsene gesunde Erde.“

„Freilich weiß ich, Leopold, freilich.“

Valentin Petri legt den Arm fest um die ersehnte: „Anna, ihr braucht hier viel Hilfe.“

„Wenn Leopold Lauber in den nächsten Tagen und Wochen gleichfalls mit angreifen soll, so muß mich der Bauer rufen!“ erklärt sich auch der Steinmex bereit, schon weil er den Freund scharf machen möchte.

„Soll ich mich dem Vater gleich anbieten, sobald er heimkehrt?“ fragt Valentin. „Magst du mich?“

Sie lehnt sich dicht an ihn, drückt ihm die Hand. Wie gern will sie ihn näher haben, die Hero ihren Leander vom Bodensee!

Roland Bettsch / Die Gräfin im Schurz

Es hat sich zu allen Zeiten ereignet, daß Frauenlist und Frauenliebteiz die rohe Gewalt am Gängelband geführt und einen glorreichen Sieg davongetragen haben. Denn wohlgemerkt, List und Schlaueit sind schärfer geschliffen, als Hieb- und Stichwaffen und oft vermag der rechte Einfall im rechten Augenblick mehr zu wirken, als eine derbe Faust voll Kraft und Gewalttätigkeit. Es gehört natürlich auch ein klein Mut dazu.

Das hat uns die Gräfin Eva, Schloß-

herrin auf Neuleiningen gezeigt. Ihre unerschrockene Tat ist im Volke bis auf den heutigen Tag im Gedächtnis geblieben, da kann man jeden fragen im Pfälzischen drüben, er wird erzählen können, wie es geschehen ist, daß in den Bauernkriegen jene Schloßfrau Eva, die eine Erbgräfin von Leiningen-Westerburg war, ihre Burg vor Schutt und Asche und Verwüstung bewahrt hat.

Das war im Jahre 1525, als die Bauern, in dem pfälzischen Dorfe Nuß-

dorf sich erhebend, den Bundschuh aufrichteten und nun sengend und brennend durch die Lande zogen. Mit Hörnern und Pfeifen, das Kalbsfell rührend, geisterten die Sturmhaufen mit Sensen und Flegeln, Spießen und Hellebarden von Dorf zu Dorf, von Burg zu Burg und das Blutgericht ward furchtbar aufgerichtet. Fort mit Fürstensteuer und Adelsfronden, mit dem Klosterzehnten und Herrendünkel. Ueberall im Lande läuteten die Sturmglocken, es hub ein Strafgericht an und am schlimmsten wurden heimgesucht die Herrensitze, wo der Wein wuchs und die Fässer gefüllt in den tiefen Kellern lagen. Dort taten die rebellischen Bauern sich gütlich am Rebensaft, es war kein Faß, das nicht einen hohlen Bauch bekam und da, wie bekannt, die Pfälzer Weine keine Syrupwässer sind und hinter den derben Gurgeln ihre Teufel ausfahren lassen, so artete gerade in jenen Orten das lustige Viktoriasaufen in mancherlei Unmaß aus.

Man kann sich ausmalen, wie der Rächer umging im Lande, wie die Grafen und Schloßherren und Pfäfflein die Flucht ergriffen vor den anrückenden Bauernfahnen, wie auch vor allem das Weibsvolk sich aus dem Staube machte, weil nichts grauslicher gefährdet war, als was Röcke trug und lange Haare.

Es war so, daß die aufständischen Bauern, die mit einemmale wie Vulkane ausbrachen und gegen ihre verhaßten Unterdrücker vom Leder zogen, schon gar nicht mehr wußten, um welcher Forderungen willen sie ausgezogen waren. Sie hatten es im Sturm der Ereignisse vergessen, es ging ihnen oft nur noch um gefüllte Fässer, um Richtschwert und Schwefel und um den roten Hahn auf den Dächern der Burgen und Klöster. Was ihnen fehlte im Uebermaß ihres gerechten Dranges, war ein Führer.

Es kam auch ein truziger Haufen trommelnd und dröhnend das Hardtgebirge entlang und was hinter ihnen blieb, war furchtbares Gericht und blutiger Schein am Himmel. Ein mutiges Fähnlein von den Bodenheimern, die Schloß Battenberg schon zerstört und auch die letzten Tropfen aus den Spundlöchern gezogen

hatten, stürmten gegen die Burg Neuleiningen und es schien, sie würden auch hier nicht viel Federlesens machen und dem Schloß das gleiche Schicksal bereiten, wie so vielen andern am Gebirge.

Auf der Burg aber hatten sie, schon bevor die Bauernhaufen in drohende Nähe kamen, die Flucht ergriffen, das ganze Gesinde und obendrein die Grafen von Alt- und Neuleiningen. Aber die Gräfin Eva, eine ebenso stolze, wie beherzte und wohlthätige Frau, verließ das Erbe ihrer Väter nicht. Sie blieb allein auf der Burg, auch als der Herr Graf, was uns gar sonderlich anmutet, das Hasenpanier ergriff und sich in Sicherheit brachte.

Gräfin Eva blieb allein Herrin und Kommandant der Burg, und sie stund nicht an, ihr Eigentum zu verteidigen, mit welchen Waffen es auch immer wäre.

Und so erwartete sie den marodierenden Bauernzug, nicht ohne vorher eilige Vorbereitungen zu treffen; denn sie hatte einen wohlüberlegten Plan, bei dem die Schloßherrin Gevatterin gestanden hatte.

Singend und jubelnd, mit Trommelgeläute, Donner, Hörner- und Pfeifenklang, voran die zerfetzte Bauernfahne, kam der Zug den Berg herauf und schon polterten die Schläge dröhnend gegen das Thor.

Der aber vorausmarschierte und den wehenden Bundschuh an einer Mistgabel trug, war einer von den Leiningener Bauern, der sich zum Führer aufgeworfen hatte und ein tolles Kommando ausübte über den Elendszug.

Sie scharten sich um ihn, als er nun anhub, ihnen zu erklären, wie die Burg mit Pechfadel und Rammpfahl zu nehmen sei und wie er sich auskenne hier in Küche und Keller, in Kammer und Gelaß.

Da flogen die ersten Steine gegen das Thor, aber bevor es zu weiteren Gewaltthaten kam, geschah etwas Verblüffendes und Unerwartetes, was diese hitzigen Bauernköpfe stutzig machte.

Es öffnete sich nämlich das Thor und heraus trat eine Frau, schlicht gewandt aber mit einem Blied und Wesen, das nicht auszuweichen war.

Vor den Bauern und hart vor ihrem Anführer, dem Leiningener, stand

Schloßgräfin Eva, aufrecht und furchtlos und den wilden Haufen ruhig überblickend.

„Was ist Euer Begehrt?“ sprach die Gräfin Eva und wandte sich dem Leininger zu.

Zuerst herrschte Stille, und als die Gräfin dieser Verblüffung gewahr wurde, dachte sie blitzschnell, daß es noch keine verlorene Sache wäre, wohl aber, daß diese verloren wären und irregeführt, die hier

standen jenseits aller Menschenwürde. Und sie fühlte Mitleid mit den Verblendeten, denn sie wußte, wie sehr man den Bauern das Genick gebeugt hatte, und ihr mildtätiges Herz trug die Reue großen Menschenums.

Was ihr Begehrt sei, fragte die Gräfin wiederum. Darief einer aus dem starren Menschenklumpen: „Wir wollen den Schloßherren.“

„Der Schloßherr bin ich!“ sprach die Gräfin.

„Den Kommandanten wollen wir, kein Frauzimmer.“

„Der Kommandant bin ich!“ Noch einen Schritt weiter trat Gräfin Eva vor und stand nun dicht vor dem Leininger Bauernführer.

„Mich dünkt, ich kenne Euch“, sprach sie und schaute ihm forschend in das verwilderte Gesicht.

„Ich bin der Hennig-Bauer aus dem Thal, Frau Gräfin“, murrte der Betroffene und wich unwillkürlich einen Schritt zurück.

Gräfin Eva wandte den Blick nicht von ihm.

„Und Ihr habt eine Tochter Eva?“

„Ja, die hab ich.“

„Habt Ihr vergessen, wer sie aus der Taufe gehoben hat?“

„Ihr selbst, Frau Gräfin“, stotterte der Hennigbauer betroffen.

„Ich kenne auch Euer Haus, ich war dort, als Eure Frau in den Wehen lag und das Fieber bekam. Was also wollt Ihr von mir? Ich fordere keinen Dank.“

Der Bauer schwieg, aber im Haufen wurde es unruhig, die erhitzten Gemüther begehrten auf, die Bezechten schoben und drängten nach vorn.

„In die Burg!“ riefen sie, „es soll hier nicht anders sein, wie überall, wo es raucht und fladert. In die Burg!“

Tumult entstand, Spieße und Hellebar-den stießen in die Luft.

„Laßt Eure Waffen“, sprach die Gräfin



Voran die gefetzte Bauernfahne, kam der Zug den Berg herauf.

gefaßt; „der Eintritt ist Euch nicht verwehrt. Ich habe gewartet auf Euch und es ist alles bereit zum Empfang. Kommt, Hennigbauer, und führt Euren Haufen!“

Noch zögerte der Hennig-Bauer, er hatte gottverdammte an etwas herumzuschluden und zu würgen. Aber von hinten schoben und drängten sie immer ungestümer und so quetschte sich die Rotte, halb schon nüchtern geworden aus Verblüffung, weil hier ein adlig Frauzimmer ihnen ohne Furcht entgegentrat, durch das Tor in das Innere der Burg.

Gräfin Eva ging voraus und die stauenden Bauern sahen, daß die Burg verlassen war von allen Menschen, selbst kein Hund bellte. Es war allerorten eine gespenstische Stille.

Wie aber wuchs ihr Staunen erst, wie rissen sie die Mäuler auf und stockten mit dem Schnaufen, als die Gräfin sie jetzt in den großen Rittersaal führte, und sie dort die ganze Tafel in Hufeisenform gedeckt

fanden bis zum Brechen für ihren Empfang. Was Küche und Keller hergeben konnten, stand auf den Tischen, die Schüsseln und Platten waren beladen und die vielen hohen Weinfrüge mit goldenem Riesling gefüllt.

Mit ihren plumpen Schritten schoben sich die Bauern in den festlichen Saal und es war keiner unter ihnen, der nicht ungeschlüssig war, was denn hier zu beginnen wäre, wo alles so im Glanze hergerichtet vor ihnen sich auftrat. Aber hier wurde weder Schindluder noch Narretei mit ihnen getrieben; nein, die Burgfrau, Gräfin Eva von Neuleiningen, lud die Bauern ein, Platz zu nehmen und nach Herzenslust zu tafeln, wie es nach ihrem Sinn stünde.

Nicht genug, Gräfin Eva band sich eine Schürze vor und schickte sich an, die verblüfften Bauern zu bedienen. Sie reichte die Platten herum und ließ einen jeden wacker zugreifen; auch des Trinkens sollten sie sich bei Gott nicht entschlagen, denn die Fässer seien gefüllt und ihr Inhalt warte nur darauf, durch die durstigen Bauernkehlen zu laufen.

Es hub also ein großes Tafeln an und es gab einen Festtumult, als wollte der Teufel Rehraus feiern. So etwas hatten die Bauern noch nicht erlebt, ja, das war ihnen in ihren Träumen nicht begegnet, daß eine leibhaftige Gräfin, daß ein Frauenzimmer von adligem Geblüt, im Schurz zwischen den Tischen umherlief und die Bauern höchst eigenhändig bediente, wobei sie nicht anstund, auch noch freundlich und aufgeräumt zu sein; zu lachen und zu scherzen und nicht etwa ein Gesicht zu machen wie die Rahe, wenn's donnert. Beim Blutgericht und Rabenholz, es war nicht anders wie ein Wunder, man sah im Ritteraal am gedeckten Tisch und wurde von solch einem vornehmen Weibstück auch noch bedient, ho hoo, daß nur die Welt nicht aus den Fugen ging. Rohl'donner, so was wollte ein Bauernhirn nicht fassen.

„Holla, Frau Gräfin, hier sind die Humpen leer. Und Geräuchertes, bringt vom Geräucherten!“

Die Wogen dieser Bauernschlemmergingen immer höher, Gräfin Eva verlor die Ruhe nicht, sie ließ sich manchen derben Spaß gefallen und mußte manchem plumpen Zugriff ausweichen, zuletzt aber trug sie den Sieg davon. Denn wie sollten die Bauern, derart hochgastlich bewirtet, etwa auffällig werden und rebellisch? Nein, sie saßen in der Falle, ohne daß sie es wußten; im vornehmen Tafeln und umnebelt von der Vorstellung, sie wären etwa feine Herren, denen es wohl zukäme, an einem Herrentisch zu speisen und sich von einer Burgfrau bedienen zu lassen, vergaßen sie ganz ihre wahre Absicht und den Zweck ihres Hierseins, nämlich daß sie nach gewohnter Plünderung der Burg den roten Hahn aufs Dach setzen wollten. Man konnte doch, bei Teufelsdreck und Rakenschwanz, eine gnädige Frau Gräfin nicht ans Galgenholz hängen, die hier im Schurz die Humpen mit Riesling kredenzte, ebenso wie es unmöglich war, eine Burg in Trümmer zu legen, in deren Festsaal man ein solches Fests- und Saufmahl gehalten hatte.

Und als wirklich einer von den Bodenheimern, der eine Bütte voll durch die Gurgel gejagt hatte, aufbegehrte und eine üble Suppe anrühren wollte, als ihm einfiel, es wäre nun an der Zeit, daß man sich an die Parole erinnerte und mit Gestank loszuschlagen begänne, da schlug der Leininger, ihr Anführer, wirklich los. Aber der Schlag traf den Bodenheimer aufs Maul, daß er unter den Tisch taumelte und dort eine Weile liegen blieb. Und der Leininger, der Hennig-Bauer, hatte ein Wort zu reden, er war ein Kerl wie ein Baum und hatte es im Griff wie der Bettelmann die Laus.

Als es ihm dünkte, daß es Zeit wäre, der Sache ein Ende zu machen, stieß er im Horn und blies zum Ausbruch. Die Bauern folgten, ohne zu murren und das blutige Handwerk der letzten Wochen ver-gessend. Sie verließen die Burg Neuleiningen, immer noch voll des Staunens, weil ihnen solch ein Wunder geschehen war.

Der Hausen schob sich stampfend und torfelnd durch das Burgtor und als Letzte

verließ der Leininger Hennig-Bauer das Schloß. Hinter ihm stand die Gräfin im Schurz, ein wenig erregt und zerzaust, aber nicht ohne ein schlaues Schmunzeln. Und er wandte sich noch einmal um, wobei ihm verborgen eine Einsicht und Erkenntnis dämmerte. Das Spiel der Frauenlist wollte ihm ein Vaterunser lang klar werden, und so sprach er, wobei er die dunklen Brauen zusammenzog: „Mir scheint, daß

Ihr nicht umsonst Eva heißt, wohllede Frau Gräfin.“

„Das erzählt Eurer Tochter, Hennig-Bauer“, antwortete die Gräfin im Schurz und schloß hinter ihm das schwere Tor.

So ward die Burg von Neuleiningen vor Brand und Verwüstung bewahrt, weil eine Frau es verstanden hatte, die Waffen der Schlaubeit gegen jene der rohen Gewalt zu führen.

Ein alter Hochzeitsbrauch

Von Univ.-Prof. Dr. Eugen Fehrle

Es steckt ein tiefer Sinn hinter den alten Bräuchen, sagt der Bauer dem Städter, der aufs Land kommt und staunt über die merkwürdigen Sitten, die da noch leben. Den tieferen Sinn kann der Bauer zwar meist nicht erklären, aber er hat eine Ahnung, daß altes Erbe hier erhalten sei, das unseren Vorfahren heilig war und auch uns noch etwas bedeuten kann. Wir alle sind so weit geschichtlich erzogen, daß wir irgendwelche Funde, die Zeugen früherer Zeiten sind, einem Fachmann vorlegen, und halten es für selbstverständlich, daß sie in einem Museum aufgestellt werden. Den alten Bräuchen erweisen wir nicht immer dieselbe Ehrerbietung. Und doch führen sie uns mehr in das tiefste Erleben unserer Vorfahren zurück als viele Denkmäler aus Stein.

Da wissen alte Berichte aus Issenhausen im Elsaß von einem merkwürdigen Hochzeitsbrauch zu erzählen, der noch 1802 üblich war. Der elsässische Professor Leffts hat ihn aus vergilbten Urkunden ausgegraben.

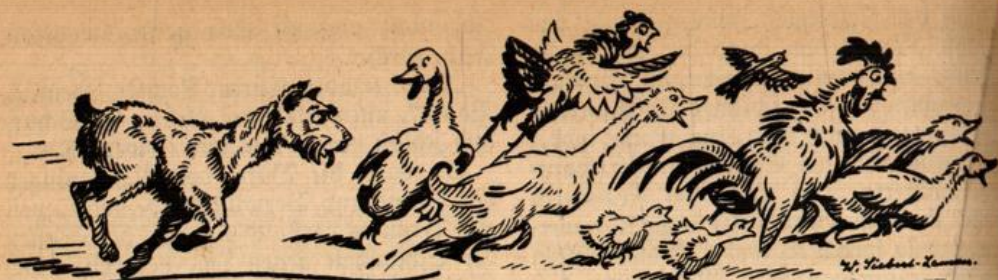
Die Hochzeit dauerte, wie es früher mehrfach üblich war, sechs Tage. Am 5. Tage gingen zwei siebzigjährige Großväter des Hochzeitspaares hinaus aufs Feld und pflügten einen Acker um. Sechs Musikanten zu Pferd ritten auf diesem Weg voran. Sie spielten, bis der Acker gepflügt war, dann tanzten die beiden Greise mit der sechzehnjährigen Braut auf einer Wiese, und nun ging's

unter den Klängen der Musik ins Dorf zurück

„Ein merkwürdiger Brauch“, wird der Städter sagen, und doch ist er so lebensvoll und unmittelbar ansprechend, daß wir alle seinen Sinn mitempfinden: Ein junges Paar schickt sich an zu heiraten, gründet eine Familie und hofft auf Kindersegen. Ein Acker wird umgepflügt, auf daß er Früchte trägt. Vertrauen auf menschliche und pflanzliche Fruchtbarkeit sind nebeneinander gestellt, sie sind in eins gesehen. Mit dem Pflügen wird die Zuversicht auf neues Heil für die Sippe ausgesprochen. Darum wird dieses heilige Pflügen von den Ältesten der Sippe ausgeführt. Sie sind es auch, die einst die Braut dem Bräutigam zu Treuen übergaben, d. h. trauten. Wenn sie beide nach vollbrachtem Pflügen mit der jungen Braut tanzen, so ist dadurch die Verbindung der beiden Sippen geheiligt und gefestigt. Die Braut gehört jetzt zugleich der Sippe ihres Bräutigams an.

Aus solchem naturverbundenem Sippenbewußtsein heraus sind viele unserer Volksbräuche entstanden. Sie führen uns zurück in vorchristliche Zeiten, in denen noch nicht der Geistliche das junge Paar „kopulierte“.

Im Elsaß ist germanischer Volksbrauch in dieser Artlichkeit vielfach erhalten. Man sieht daraus, wie kerndeutsch unsere alemannischen Nachbarn über dem Rhein sind.



Schnick.

Eine Hundegeschichte
von Ludwig Finckh.

„Solet Schnick in Radolfzell ab, ich bringe ihn morgen hin. Er frisst alles, was wir essen.“ So hatte Tante Gabi geschrieben.

Und wir holten Schnick. Acht Tage sollte er unser Gast sein. Es war ein fröhlicher junger Schnauzer, Pfeffer und Salz, dreiviertel Jahr alt, tadellos erzogen, der sofort unser aller Herzen gewann. Unser alter Bauz war wieder auferstanden, — auf und nieder Bauz!

Im Wagen nahm ihn Mutter neben sich auf den Sitz. Er sah zum Fenster hinaus und wurde sehr lebhaft; es war die erste Fahrt seines Lebens. Er nahm an allem teil, was vorüberfuhr. Nur störte er seine Nachbarin Brigitt, die lenkte. Er kam ihr zu nahe mit Mund und Schwanz.

„So geht das nicht“, sagte ich, „man muß ihn auf den Boden setzen.“

„Ach, — wegen der paar Minuten!“, meinte Mutter. Er blieb. Aber es wurden sieben Hundeminuten. —

Eine ganze Aussteuer war ihm mitgegeben worden, ein Körbchen, ein Kamm, ein Schuh zum Spielen. Es war für alles gesorgt, daß er sich nicht langweile.

„Also, er ißt alles, was wir fressen?“, fragte ich; „war es nicht so? — Er scheint sehr gut gehalten, der Herr Hund.“

„Er ißt das einzige Kind“, sagte Mutter. —

Nein, er aß nicht. Ueberhaupt nicht. Er verweigerte die Nahrung, nicht weil er traurig gewesen wäre und Heimweh hatte, nach Tante Gabi. Im Gegenteil; er war sehr lustig, trefflich aufgelegt, er

sprang und leuchtete, ja leuchtete, er war sonnig. Aber er aß nicht. Er war bessere Mahlzeiten gewöhnt als wir aßen. Der Herr von Hund.

So fuhren wir wieder nach Radolfzell und kauften Hundekuchen. Das Beste, was es gab, — die würde er sicher mögen.

Er mochte sie nicht. Er rührte sie nicht an. Nur einen Pfannkuchen, den wir buken, aß er, Gott sei Dank!

Am vierten Tage aß er auch anderes, viel Milch, mehr als wir. Er wollte sich mit unserer Kost begnügen; mit Auswahl.

Und so durfte er in den Garten. Er war sehr treu. Er blieb beim Haus. Erst grub er ein tiefes Loch in der Rabatte, — ein guter Rattenfänger! Dann wagte er sich an die Hühner und verjagte sie. Er wurde gescholten, mit aufgehobenem Zeigefinger, — aber wer konnte Schnick böse sein? Er sah uns treuherzig ins Auge, lachte, — soll man bei euch nicht spielen dürfen? — Er war nur Sonne.

Am achten Tag schrieb Tante Gabi, er solle am zwölften Tag nach Singen gebracht werden an den Zug, ihr Mädchen fahre durch und nehme ihn mit, den guten Kerl. — Nach Singen? Dreißig Kilometer. Eine Fahrt nach Singen wegen Schnick?

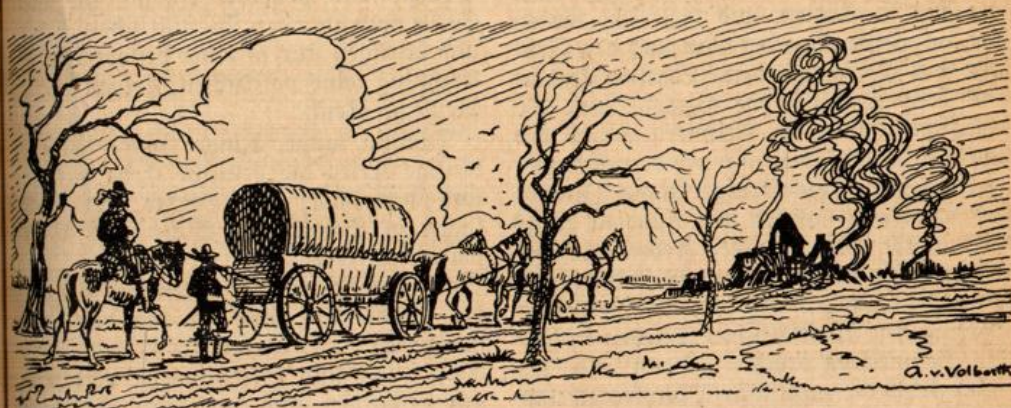
Nun gut. Am elften Tag jagte er alle Hühner, die Gänse und Enten, und zerriß den Hahn. Man mußte sie mühsam zusammensuchen, ein weißes Federspiel lag auf der Wiese. 27 Lehrer vom Gauschulungslager kamen vorbei und halfen; ohne sie hätte man die Hühner nicht wieder gefunden, es war in der Dämmerung. Ein

Huhn wurde vermisst. Es kam nicht wieder. Schnid schüttelte sich, als man ihn schalt und wedelte fröhlich. Er war nur Sonne. — Er hatte gelernt, die Haustür allein aufzumachen und selbst in den Garten zu gehen, und er hatte sich im Feder-spiel geübt. —

Morgen wird ihn Mutter und Brigitte im Wagen nach Singen fahren. Ich gehe

nicht mit. Ich kann große Aufregungen nicht mehr vertragen.

Tante Gabi wird schreiben: „Ihr habt mir meinen Schnid total verdorben; ich kenne ihn nicht mehr. Er ist wild und un-folgsam geworden und ist die ungebeuer-lichsten Sachen. Und was das Schlimmste ist: er hat Flöhe! — Nein, — ich kann ihn nie wieder aufs Land geben!“



Der Westfälische Friede und seine politischen Folgen für Deutschland

Von Prof. Dr. Philipp Leibrecht

Als in dem haßerfüllten Vertrage von Versailles im Jahre 1919 die unver-söhnlichen Feinde des Reiches dem deut-schen Volke Bedingungen auferlegten, die nur den vollkommenen Untergang der deut-schen Nation zum Endzweck haben konn-ten, und als dann im Gefolge dieses soge-nannten Friedens Hunger, Armut, Not und Tod, politische Zerrissenheit und töcki-scher Verrat in unserem ausgebluteten und tief erschöpften Vaterlande Einzug hielten, da entsann sich mancher deutsche Mann, daß schon einmal in der Geschichte ein „Friede“ geschlossen wurde, der ange-blich dem deutschen Volke nach schweren Kriegsjahren die Ruhe und das Glück der Arbeit bringen wollte und sollte, der aber in Wirklichkeit das erste Römische Reich deutscher Nation in seinen Grundfesten so erschütterte und zerrissen hat, daß es nur

noch anderthalb Jahrhunderte zu bestehen und zu leben vermochte. Dieser unheilvolle Vertrag ward der berühmte Friede zu Münster und Osnabrück vom Jahre 1648, der Westfälische Friede, wie ihn die Ge-schichte nennt und wie er ins Gedächtnis der Menschen sich unauslöschlich ein-brannte durch die bitteren Folgen, die er zeitigte. Das deutsche Volk begann in der Schmach, dem Elend und der Entwürdi-gung der Nachkriegszeit zu ahnen, daß man ihm durch den Versailler Vertrag das gleiche Schicksal zugebracht habe, wie es einst feindliche Mächte über die deutsche Nation durch den Westfälischen Frieden verhängt hatten, und so mag es nicht ver-wunderlich erscheinen, daß man die beiden Dokumente und Abmachungen von 1648 und 1919 schmerzlich oft in einem Atem-zuge nennen hörte. Und manche deutsche

Männerhand, die nach dem Weltkriege die Waffe nicht mehr führen durfte, hat schwer und voll Sorge im Buch der Geschichte geblättert, um recht von Grund aus zu erfahren, wie furchtbar sich jener tödliche Friede durch die Jahrhunderte für das Reich ausgewirkt habe, und um selbst daraus zu erkennen und zu lernen, was uns und unsern Kindern und Enkeln durch das Diktat von Versailles beschieden sei und drohe. Denn die Geschichte ist da, damit wir aus ihr lernen, und vielleicht lernen wir am meisten aus der Not und den Fehlern der Vergangenheit. Letztlich kommt uns kein Lernen ohne Leiden, und die schärfsten Linien der Erinnerung und der Entschlossenheit werden durch den Schmerz gezeichnet und die zornige Reue. Immer und unentwegt müssen wir Auge in Auge mit unserer Vergangenheit stehen, um den rechten Weg in die Zukunft zu finden. Und so war es auch gut, daß uns der Versailler Vertrag den Westfälischen Frieden in bittere Erinnerung brachte. Denn als im Jahre 1939 die englischen Plutokraten und französischen Freimaurer dem wiedererstarkten Reiche in Haß und Neid und Angst und Verblendung den Kampf ansagten und wiederum den Krieg erklärten, da verkündeten die feindlichen Staatsmänner mit brutaler Offenheit, daß Deutschland wieder so zertreten, zerrissen, gedemütigt und zur ewigen Ohnmacht verurteilt werden müsse, wie dies einstmals vor dreihundert Jahren durch den Westfälischen Frieden erreicht worden war. Wir aber waren jetzt wach und wissend geworden, und es bedurfte keiner besonderen feindlichen Drohung mehr, um uns die Augen zu öffnen für die Erkenntnis, daß ein zweiter Westfälischer Frieden dem neuen Reiche den Tod bringen würde, wie der erste dem alten Reiche den Untergang brachte. Wir haben gelernt aus der Geschichte, und wir sind auf der Hut. Wir glauben keiner Verlockung mehr; kein Wilson wird uns jemals wieder betören, und jede diplomatische oder weltanschauliche Versuchung soll unser Herz gewappnet finden und bewehrt. Die listigen Feinde predigen tauben Ohren, und Gehör findet im Volke einzig und allein das Wort des Führers. Aber

obwohl wir uns wieder selber gefunden haben und unserer Seele sicher geworden sind, wird es nimmer schaden, wenn wir einen Blick in die Geschichte tun und uns wieder und wieder vergegenwärtigen, welches Schicksal über uns dereinst hereingebrochen ist und wieder über uns hereingebrochen wird, wenn wir nicht alles tun, um die nationale Einheit des Volkes zu erhalten und zu verteidigen gegen jeden Feind. Denken wir deshalb einmal an dieser Stelle nach über den Westfälischen Frieden und erwägen wir in einer historischen Betrachtung seine politischen Folgen für das Deutsche Reich!

Dreißig lange, bange Jahre hatte der blutige Krieg die deutsche Erde durchtobt und verwüstet; die Dörfer und Städte lagen in Schutt und Asche, die Felder waren zertreten und zerstampft; Mord, Raub und Gewalt erfüllten den Tag und die Nacht. Tot und öde lag das Land, stumpf und hart waren die Herzen geworden; Zucht und Sitte waren verkommen und verdorben, und weil jedes Gesetz und jede Obrigkeit verschwunden oder zweifelhaft geworden waren, so irrte der Mensch durch die Not der Zeit und fiel der Vertierung anheim, während in seiner Heimat und unter dem Schutze seines Daches die verwilderte Soldateska Dauerquartier bezog. Jeder war schließlich jedermanns Feind geworden oder fürchtete, es doch zu sein. Wo war da noch ein deutsches Vaterland, dem dieser Name vor Gott und der Welt gebührte und das in den Herzen seiner Söhne lebte? Der Kaiser, von dem allein die Wende der Not hätte kommen können, er hatte keine Gewalt über die deutschen Fürsten; und weil er sah, daß die einzelnen Landesherren im Reiche sich nur um ihr Teilgebiet bekümmerten, so wandte auch er alle seine Sorge selbst nur auf die Erweiterung seiner österreichisch-habsburgischen Hausmacht. Im Lebensraume der deutschen Nation aber schalteten und walteten fremde Mächte, und niemand wehrte ihrer Willkür. Schweden und Franzosen und andere Kriegsvölker machten sich breit und maßten sich militärischen und politischen Einfluß auf das deutsche Schicksal an. Wie sollte man dieses unsägliche

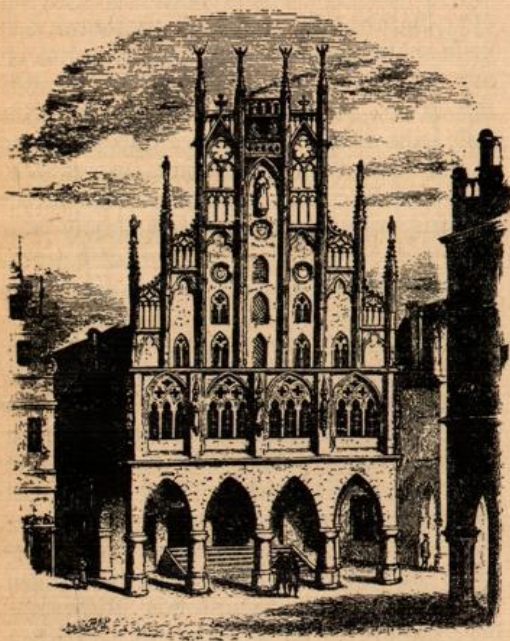
Wirrwarrs noch einmal wieder Herr werden können? Woher sollte die Rettung kommen in diesem grenzenlosen Jammer? Niemand wußte es zu sagen; und dennoch klammerten sich die deutschen Herzen mit rührendem Vertrauen an die Botschaft von einem nahen Frieden, die seit einiger Zeit im Reiche umging und das Ende der Not verhieß. Aber fünf Jahre dauerte es noch, bis die Fürsten, Gesandten und hochmögenden Herren sich nach umständlichen und törichten Rangstreitigkeiten auf den Tag und Ort der Konferenzen einigten und dann unter großartiger Prunkensaltung und mit feierlichen Zeremonien in Münster und Osnabrück einzogen, um über den Frieden zu beraten. Was jedoch hier nach langem Schachern und Drohen und Ueberlisten als Frieden verkündet ward, das brachte der deutschen Nation keinen Segen, und der Fluch der Unehrlichkeit und Kurzsichtigkeit dieser Friedensabmachungen erbte sich fort und wirkte sich aus in die kommenden Jahrzehnte und Jahrhunderte hinein wie eine zehrende Krankheit, vor der es kein Entrinnen mehr geben kann.

Nicht allzuwiele Deutsche wissen es heute, daß seit dem Westfälischen Frieden bis zum Jahre 1864, also über zweihundert Jahre lang, kein deutscher Staatsmann mehr eine deutsche Angelegenheit zu ordnen vermochte, ohne daß sich eine fremde Macht hineinmischte. Erst dem großen Bismarck und seiner genialen Politik ist es wieder gelungen, den Einfluß des Auslandes von der deutschen Schwelle zu weisen und den aufstehenden Nachbarstaaten klarzumachen: Hier ist deutscher Boden, und hier ist deutsches Recht! Nach dem Dreißigjährigen Kriege aber und nach dem Westfälischen Frieden wollte keiner von draußen mehr die unantastbare Hoheit des Reiches achten und anerkennen, und Kaiser und Reich selber waren zu schwach, sich diese Achtung und Anerkennung zu erzwingen. Ja, der Kaiser und die deutschen Fürsten trugen aus dynastischem Eigennutz noch dazu bei, den Uebermut der fremden Mächte mehr und mehr anschwellen zu lassen, und jetzt erhielten die Uebergrieffe der Feinde des Reiches im Friedensvertrag sogar noch einen Schein von Recht.

Dem König von Frankreich wurde der Besitz der schon im Jahre 1552 von ihm geraubten lothringischen Bistümer und deutschen Städte Metz, Toul und Verdun feierlich bestätigt. Im Elsaß gewann Frankreich die österreichische Landgrafschaft, den Sundgau und die Landvogtei über zehn Reichsstädte. So schob Frankreich seine „Gerechtfame“ bis zum Rheine vor, dessen Besitz als Grundlage für seine Vormachtstellung in Europa angesehen wurde. Vor allem aber wurde sein König als „Garant des Friedens“ anerkannt, das heißt, man gab ihm jetzt das Recht, täglich und stündlich unter windigen Vorwänden sich in die deutschen Dinge einzumischen und seine eigene Machtgier und politische Laune zum Befehl Europas zu erheben. Das mußte ihn gewaltig eingebildet machen, wenn er es nicht schon von Natur aus war. Und in der That betrachtete Frankreich schon das Reich als seinen sichereren Raub.

Als „Garant“ des Friedens reichsgefeslich anerkannt wurde auch Schweden, dem Vorpommern mit Rügen, Bremen und Verden zugesprochen und damit die großen Flußmündungen der Weser, Elbe und Oder unterstellt wurden. Das Reich war hierdurch abgeriegelt vom Seeverkehr im Norden und der wachsenden Weltwirtschaft überhaupt, und gleichzeitig gingen ihm mit der Schweiz und den Niederlanden, die durch den Westfälischen Frieden endgültig aus dem Reichsverband ausgeschieden, wertvollste Volks- und Wirtschaftsgebiete verloren; das Reich bröckelte immer mehr an seinen Rändern ab. Dies alles aber wäre wieder gut zu machen gewesen, wäre nur der Kern des Reiches gesund geblieben. Doch hier hat der Westfälische Friede alles verdorben, was noch zu verderben war. Die deutschen Reichsfürsten erlangten durch ihn dem Kaiser gegenüber die nahezu völlige Souveränität und Landeshoheit, namentlich aber das Recht, Bündnisse unter sich und mit dem Auslande abzuschließen. Damit ward die vielgerühmte und so verhängnisvolle „Liberität“ und Freiheit der Reichsfürsten gegenüber der Kaiserlichen Majestät endgültig begründet. Das aber sollte böse Folgen

zeitigen. Fieberhafte Begehrlichkeit und politische Großmannsucht machten die deutschen Fürsten blind und unempfindlich für die nationale Not und die Forderung der geschichtlichen Stunde. Sie dachten nur an das Ihre und ergriffen strupellos die Hand des Reichsfeindes, und so wurden sie in ihrer verblendeten Selbstsucht ein dankbares Objekt für die Rattenfängerkünste der französischen Diplomatie. Schon zehn Jahre nach dem Westfälischen Frie-



Das Rathaus zu Münster, wo der Westfälische Friede unterzeichnet wurde.

den vermochten der französische König und sein schlauer Minister Mazarin einen Bund deutscher Fürsten zu gründen, der dem Sonnenkönig Ludwig XIV. in allen Dingen gefügig war und sich vornehmlich als Beschirmer des für Frankreich so günstigen und ertragreichen Westfälischen Friedens gebrauchen ließ. Das Reich war nicht mehr ein fester geschlossener Körper mit einem starken beherrschenden Haupte; es lebte nur noch weiter als eine Art Fürstenrepublik, worin der Kaiser lediglich eine Scheingewalt innehatte. War so das Reich politisch zerrissen wie nie zuvor, so blieb der deutsche Mensch auch auf religiö-

sem Gebiete weiterhin der Spielball unversöhnlicher Gegenkräfte. Wohl wurden die Rechte der Protestanten und Katholiken in verlausulierten Verträgen neu abgegrenzt und festgelegt, wohl sollten künftighin alle kirchlichen Streitigkeiten auf dem Reichstagen durch gütliche Einigung erledigt werden, und der Dreißigjährige Krieg ist ja wohl auch der letzte große deutsche Religionskrieg gewesen, aber die eine bittere Tatsache blieb unabänderlich für die kommenden Jahrhunderte bestehen: Das deutsche Volk war und blieb religiös und weltanschaulich gespalten; es ward ihm weiterhin hierdurch erschwert, sich in allererster Linie nur und ausschließlich deutsch zu fühlen. Der nationale Zusammenhalt zerbrach immer mehr.

Die Folgen des Krieges und der Friedensvereinbarungen zeigten sich vor allem auch, wie wir oben schon in anderem Zusammenhang angedeutet haben, in wirtschaftlicher Beziehung als äußerst nachteilig für das deutsche Volk und Reich. Schon vor dem Kriege hatte sich der fremde, vornehmlich auch der englische Handel des deutschen Marktes bemächtigt; jetzt waren die großen Flußmündungen in die Hand der Schweden geraten, Deutschland ward hierdurch vom Welthandel abgeschnitten, und eine erfolgreiche Kolonialpolitik, wie sie alle großen Mächte jener Zeit betrieben, war für Deutschland unmöglich. Wohl hat später der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg in Westafrika eine Kolonie gegründet; aber hinter seinen Bestrebungen standen nur die kargen Mittel seines eigenen Fürstentums und nicht das ganze Reich, und sie mußten sie scheitern. Die Entvölkerung des Landes durch den langen und furchtbaren Krieg erschwerte den wirtschaftlichen Wiederaufbau. An die bedeutungsvollste Grundlage jeder gesunden Volkswirtschaft, das Bauerntum und seine Errettung, hatten die hochmögenden Herren in Münster und Osnabrück bei ihren Verhandlungen nicht gedacht. Die Bauern hatten die schwerste Last des Krieges zu tragen gehabt, und es ist nicht auszudenken und auszusagen, durch welche Qual und Marter dieser unglückselige deutsche Stand während

dreißig blutigen und harten Jahre hindurchgegangen ist. Das Selbstbewußtsein der Bauern, ihre Lebenskraft und Daseinslust waren völlig gebrochen, der Unternehmungsgeist und die Freude an der eigenen Scholle waren ganz und gar erloschen und erstorben. Noch hatte sich das deutsche Bauerntum nicht erholt gehabt von der furchtbaren Knechtung, in die es nach dem großen Bauernkrieg 1525 durch die Rache der Herren gezwungen worden war, da mußte es den Leidensweg des Dreißigjährigen Krieges beschreiten, und der Westfälische Friede besiegelte nur eine Unselbständigkeit und Not wiederum für lange Zeit hinaus. Erst 160 Jahre später brachte ihm der Freiherr vom Stein die langersehnte Befreiung und rettete damit in letzter Stunde diesen für das Volksganze so wertvollen Stand der deutschen Nation. Auch das einstmals so reiche und mächtige deutsche Bürgertum war von seiner stolzen Höhe herabgestiegen und konnte dem Reiche nicht mehr wie einst zur Zeit der Hanse eine Quelle der wirtschaftlichen und politischen Kraft sein. Die Bürger wurden wie die Bauern unselbständige Untertanen der Fürsten und Landesherren, die allein in Deutschland die Nutznießer des Westfälischen Friedens geworden und geblieben sind. Die Fürsten bebten selbstherrlich über die Teilstücke des erbarmungslos gemarterten Volkskörpers, über die Trümmer des sterbenden Reiches, und niemand war da, ihrer absoluten Gewalt und Willkür zu wehren. Aber dennoch hätten sie vor dem Urteil der Geschichte zu bestehen vermocht, wenn sie das Erbe der schwachen Kaisermacht mit wirklicher Verantwortung angetreten hätten. Doch sie erfaßten nicht die große Aufgabe der Stunde und die Möglichkeit, verhängene Schuld dadurch auszulösen, daß sie über den Kopf des ohnmächtigen Kaisers und Reichstages hinweg dem deutschen Volke eine neue nationale Einigung beschaffen hätten. Würdelos äßten sie an ihren kleinen Höfen den Glanz von Versailles nach; deutsche Sprache und deutsches Wesen verfielen durch sie der Verachtung; der deutsche Michel spitzte seine Muttersprache mit welschen Wörtern,

„wie der Koch den Hasen mit Sped“, und französische Mode beherrschte das in unwürdige Demut versinkende Volk. Auf den Schultern der deutschen Fürsten lastet die Verantwortung für die verhängnisvolle innerpolitische Entwicklung, wie sie für Deutschland vom Westfälischen Frieden ausgegangen ist; auf ihren Schultern ruht aber auch letztlich die Schuld an den außenpolitischen Folgen der Verträge von Münster und Osnabrück. Denn ohne die Uneinigkeit der deutschen Fürsten hätte es der französische König nicht wagen können, das Reich im Westen anzugreifen, dem Kaiser im Osten die Türken in den Rücken zu hezen und zuletzt sogar die Hand nach der deutschen Kaiserkrone selbst auszustrecken. Sein kühnster Traum erfüllte sich zwar nicht, aber die Beute seiner Raubkriege gab er nicht wieder heraus, und ältester deutscher Kulturboden kam in französische Hand. Es tut nicht not, an dieser Stelle noch einmal alle Stufen dieser dorrenvollen Entwicklung nachzuzeichnen und im einzelnen in Erinnerung zu bringen. Genug: Dieser ganze Weg nahm seinen Ausgang von jenem Westfälischen Frieden, der die alte deutsche Not beenden sollte, und nur eine neue deutsche Not begonnen hat, weil er nicht geschlossen und vereinbart ward aus deutscher Kraft und deutscher Verantwortung, sondern aus deutscher Schwäche und deutscher Ohnmacht den machtgerigen Nachbarstaaten gegenüber. Frankreichs Politiker aber hatten bei dem Zustandekommen dieses Friedens die Hand am energischsten und klügsten im Spiele gehabt; und das vermochten sie, weil sie damals schon ein fest in sich geschlossenes und national geeinigtes Land hinter sich hatten. Mit instinktiver Sicherheit spürten sie, daß dieser Frieden ein wertvolles Instrument ihrer Machtgelüste sein werde, und deshalb hielten sie auch immer ihre schützende Hand über seine Vereinbarungen und sorgten dafür, daß diese so lange in Kraft blieben, als es nur irgend möglich war. Und also verfahren, planten und dachten sie auch später, als ein unverdientes Glück ihnen das Machtinstrument des Versailler Vertrages in die Hände spielte; und also hofften sie auch 1939 wie-

derum auf einen Westfälischen Frieden in ihrem Sinne, und mit ihnen ihre Verbündeten, die Engländer. Mit rechter Sehnsucht denken und träumen sie heute noch zurück in jene Zeiten deutscher Zwietracht und Ohnmacht, deren Wiederkehr sie heißen Herzens erhoffen. Lassen wir sie

träumen! Wir sind erwacht und haben unsere geschichtliche Aufgabe als Volk erkannt. Niemand wird uns an ihrer verantwortlichen Lösung hindern. Dessen ist uns der sicherste Bürge unser Führer, dem wir folgen zu dem hohen Ziel: Ein Volk, ein Reich, ein Führer!



KAMPF in der Maginotlinie

Von Rittmeister Alfons Freiherr von Czibulka

Ein Schlachtenrundbild fast alten Stils. Eingerahmt von goldgrün leuchtenden Hügelhöhen und dunklen Forsten, breitet sich, durchzogen von kleinen Waldstücken und hohen Pappelreihen, von gelbstaubenden Feldwegen und blinkenden Wasserläufen, geschmückt von dem Dächerrot freundlicher Dörfer und Fernen, weithin das Weide- und Ackerland des Talgrunds, darüber wie eine natürliche Festung die mächtigen Höhenrücken der Maginotlinie vor einem wolkenlosen, sonneglühenden Himmel stehen. Eilig verlassenes Ackergerät, Pflug und Egge, steht noch auf den Feldrainen, schwarzweiß gefleckte Rinderherden weiden noch um die Dörfer.

In dieser gesegneten Landschaft, der selbst Ernst und Herbheit des Krieges nichts von ihrer Anmut und ihrem bukolischen Zauber zu nehmen vermögen, tritt nach stürmischem Vormarsch durch luxemburgisches und belgisches Land das Korps zu seinem bisher entscheidenden und härtesten Kampfe an. Eine Sperrstellung der Maginotlinie, ein mit allen Mitteln heutiger Befestigungskunst ausgestattetes

Panzerwerk, dessen nach allen Seiten ausschauenden und wirkenden Ruppeln die Talebene beherrschen, ist das große Ziel.

Wohl wird es schließlich nur ein kleiner Trupp todesmutiger Männer sein, der das Werk selbst im Sturme zu nehmen hat. Damit es aber überhaupt zu diesem Sturme kommen kann, damit diesen Männern der Ansprung bereitet wird, muß vorerst das in Wiesen und Auwald gebettete Dorf Billy in unserer Hand sein, das selbst von kleinen, zum Teil als Häuser getarnten Bunkern gesichert zu Füßen des Panzerwerks liegt. Dieses Dorf Billy wiederum wird von einem langgestreckten, baumlosen Höhenrücken zu seiner Rechten gedeckt, dessen Wiesenhang glacisartig und sturmfrei aus dem Talgrunde aufsteigt. Ehe diese Höhe 311 nicht genommen ist, ist an die Erstürmung des Dorfes und des Panzerwerks nicht zu denken. Die Wegnahme der Höhe aber ist um so schwieriger, als sie selbst von drei übereinander vorstoßenden Waldzungen in ihrer rechten Flanke bedroht wird und dieser Waldteil noch von starkem Feinde besetzt ist. Jeden Augenblick

haben
olk er-
r ver-
en ist
r, dem
Volk,
dann ein französischer Angriff aus dem
jede Sicht verwehrenden Dickicht dieser
mächtigen Laubwälder vorbrechen.
Nacht Uhr morgens. Noch ist Stille über
dem Gefechtsfeld. Hin und wieder, ferner
oder näher, ein dumpfer oder gellender
Abschuß der auf freier Wiese, in Talmul-
den oder an den Straßen aufgefahrenen,
sich ans Ziel herantastenden Batterien.
Nur selten kommt Antwort, rauscht jen-
seits der Höhen, auf denen noch der Feind
steht, eine Granate herauf, singt schräg über
den Talgrund weg. Irgendwo, weit rück-
wärts, ist dann das Dröhnen des Ein-
schlags zu hören. Ausklang des Störungs-
schusses, das der Franzose während der
Nacht und am frühen Morgen auf unsere
Anmarschwege legte.

Eine Weile noch. Dann richten sich die
Scherensfernrohre der Artilleriebeobachter,
der Stäbe, die auf einer weitausblickenden
Waldkuppe stehen — der Kommandie-
rende des hier kämpfenden Armeekorps, der
Armeeführer selbst sind auf diesem Hügel
erschienen —, neugierig auf die schon von
Sommerdunst verschleierte Waldmauern,
die den freien Hang der heute zu erstür-
menden Höhe säumen. Die Feldtelefone
klingeln. Bewegung ist am Waldbrand zu
sehen. Einzelne dunkle Punkte tasten sich
aus dem Gehölz, dichtere Gruppen folgen.
Plötzlich wimmelt der Hang der Höhe 311
von Feind. In dichten Massen stürmt er
über den Hang herunter gegen Billy.
Kurze, knappe Befehle. Wenige Augen-
blicke später flammen ringsum die Män-
nungsfeuer, donnern die Batterien. Erst
nach suchend, dann immer schneller und
schneller. Die einzelnen Einschläge ver-
schwinden in einer wirbelnden Wolke von
wüstem Qualm und schwarzgrauem
Rauch, aus der nur, bald am Hang, bald
oben am Waldpfad, bald in Wipfelhöhe,
hell die Feuerkugeln berstender Granaten
sich zeigen. Um Hang und Waldrand tobt die
Kampfliebe. Was vom Feinde noch lebt, flüchtet
den Wald zurück, aus dem das Verfol-
gungsfeuer unserer Batterien dampft. Der
Angriff ist abgeschlagen.

Für eine Weile ist Ruhe auf der Höhe.
Das schwere Feuer liegt jetzt über der
Mitte des Schlachtenbildes, über dem

dem Panzerwerk vorgelagerten Dorf Billy,
in das unsere Spähtrupps einzudringen
versuchen und die Marokkaner sich ver-
bissen und hartnäckig wehren. Weiße
Leuchtkugeln steigen bald da und dort am
Dorfrende oder hinter den ersten Häusern,
geben unseren Batterien das Zeichen:
„Hier sind wir!“

Wieder schwenken die Scherensfernrohre
herum, läuten die Feldtelefone, hallen
meldende Stimmen aus den Hörmuscheln.
Wieder ist Bewegung auf dem Hange.
Einzelne Feindgruppen, bisher in Mul-
den und Trichtern geborgen, springen auf,
hasten den Wiesenhang hinauf, an dessen
oberem Teile in der jetzt alle Formen wie
mit einem feinen Stifte zeichnenden Sonne
deutlich Unterstände und Stolleneingänge
zu erkennen sind. Wieder gellen und dröh-
nen die Batterien. Wieder ist das Glacis
der Höhe 311 in Rauch und Flammen
gefüllt.

Noch mehrmals am Tage wiederholt
sich das Spiel, wechselt das Bild. Bald
ist das Lärmen des Ortskampfes zu hören,
das Rauschen des Gewehrfeuers, das
Bellen der MG., das dumpfer hallende
Feuer des Werks, bald das hundertfache
Donnern und Dröhnen der Geschütze, die
von neuem einen Vorhang aus Feuer und
splitterndem Stahl vor den Waldbrand
legen.

In der Nacht gelingt die Wegnahme
der Höhe 311. Vergebens trommelt das
zornige Feuer des Feindes gegen den ver-
lorenen Rücken. Als der Morgen graut,
ist die Höhe in unserer Hand. Nur ihre
höchste Erhebung, die Stelle, wo die
oberste Waldspitze an sie heranzüngelt,
bleibt noch vom Feinde besetzt. Eine der
Voraussetzungen für die Erstürmung des
Panzerwerks ist geschaffen. Nun gilt es
das Dorf.

Während dort, unterstützt von den bei-
derseitigen Artillerien, von Haus zu Haus,
von Keller zu Keller der Straßenkampf tobt,
während — ein dramatisches Zwischen-
spiel — der Feind abermals aus dem
Walde hervorzubrechen versucht, um da-
durch die ihm verloren gegangene Höhe im
Rücken zu fassen und ihn wiederum der
vernichtende Schlag der Batterien trifft,

hämmern schon schwere Geschütze gegen die Panzerkuppeln des Werkes. Mörsergranate auf Mörsergranate heult heran, Rauchpilz wächst aus der Plattform. Doch ehe die sich wütend wehrenden Marokkaner nicht aus Billy geworfen sind, kann der Sturm auf das Werk nicht gelingen. Die immer wiederholten, immer wilderen Feuerstöße haben einstweilen nur den Zweck, die Nerven der Werkbesatzung zu zermürben.

Stunden hindurch wälzt sich das Feuer vor und zurück, liegt bald über der Ortschaft, springt bald den Waldbrand oder das gepanzerte Werk an oder wütet weit jenseits der Höhen gegen französische Batterien. Dörfer brennen wie riesenhafte Fackeln. Grauweißer Rauch weht träge über den Wiesengrund.

Bald nach Mittag ist Billy genommen. Am Nachmittag fällt durch einen kleinen Stoßtrupp ein dem Hauptwerk vorgeschobener Bunker. Der letzte Akt des Dramas beginnt.

Durch Fernsprecher werden die in diesem Abschnitt befehlenden Unterführer herangeholt. Knappe Befehle des Divisionskommandeurs, kurze Einweisung am Scherenfernrohr durch den kommandierenden General. Von 18 bis 18.30 Uhr Einschließen der Artillerie, ab 18.30 Uhr halbstündiges Wirkungsschießen der schweren Mörser auf das Werk und Niederhaltung der feindlichen Batterien. Punkt 19 Uhr beginnt Oberleutnant Germer mit seinem Stoßtrupp den Sturm.

Knappe Gegenfragen. Die Uhren werden verglichen. Ein kurzer Händedruck. Die Offiziere gehen.

Genau wie ein Uhrwerk läuft der Schlußakt ab. Während des Einschließens legen schnellfeuernde Batterien eine undurchdringliche Wand vor die Maginotlinie. Dann stürzen sich die Mörser auf das Werk. Es sind noch die einzelnen Einschläge zu erkennen, dann umbrandet nuremehr, immer wieder da und dort aufzüngelnd, wie eine Springflut eine unheuerere Woge von qualmendem, feuerdurchschimmertem Rauch das Werk, indes andere Geschütze gegen die Batterien des Feindes hämmern. Selten nur faucht von drüben

her eine Granate heran, schlägt weit links berstend in einen Wald, darin der Feind Beobachter vermutet. Himmel und Erde sind ein einziges Donnern und Dröhnen.

Schlag 19 Uhr schweigen die Mörser. Nur noch eine Batterie feuert. In ihrem Schutz steigt der Stoßtrupp den deckungslosen 800 Meter langen Hang hinauf, erreicht die Hindernisse, durchschneidet sie, kommt an die Werkmauer. Eine Weile ist von den Tapferen nichts mehr zu sehen. Plötzlich fährt es wie eine Stichflamme aus einer der Kuppeln. Trotz des rasenden, nervenzerreißenden Feuers der schweren Mörser wehrt sich der Feind noch immer. Schlag auf Schlag blüht es links aus einem kleinen Wäldchen auf. Eine Sekunde später brandet an der Panzerkuppel der Einschlag hoch. Weiße Leuchtkugeln rufen: „Wir sind hier!“ Drei unserer Männer sind jetzt auf der Plattform des Werkes zu sehen, aus dessen linken Kuppel immer noch in kurzen Abständen gelbrot der Feuerstrahl fährt. Kurz darauf fliegt, vom Stoßtrupp gesprengt, die Panzerkuppel in die Luft. Das Werk ist genommen.

Noch in der gleichen Minute tritt der Kommandierende ans Feldtelefon, meldet dem Oberbefehlshaber der hier angesetzten Armee die Erstürmung des Werkes und bittet um die Verleihung des Ritterkreuzes für den Oberleutnant Germer. Der frische, jugendliche Wagemut des Stoßtruppführers, der Heldennut seiner Männer, sorgfältige Vorbereitung, beispielhafte Mitwirkung der Artillerie, mitreißende und alle Bedenken überwindende Führung haben zu einem einzigartigen Erfolge, zu erster Erstürmung eines Hauptwerks der für unbezwinglich gehaltenen Maginotlinie geführt.

Noch eine Nacht und einen Tag wehrt sich der Feind im Innern des Werkes. Die Kapitulation lehnt er ab. Noch am Morgen feuert seine Eingangverteidigung. Pioniere müssen den Eingang sprengen. Bis zum letzten Mann hat hier der Franzose gehalten. Ruhmvoll für ihn. Um so ruhmvoller für Oberleutnant Germer und seine tapferen Männer, die über alles Lob erhabenen Pioniere und Infanteristen.

Stilles

Gedenken

WILHELM VON SCHOLZ

Hier diese Pfade schritt mein Vater schon.
Seiner gedenkend streif' ich durchs Gehege
und frage mich: wer geht nach mir die Wege?
Im Grabe still ruht mein gefallner Sohn.

Ernst Dohs / Der Mann, der recht hat

Um 2 Uhr früh traten wir aus dem Feuergürtel von Verdun (1917). Um 4 Uhr legten wir uns irgendwo in einem Walddorf hin. Um 7 Uhr summte der Fernsprecher: „Das Bataillon steht um 8.15 Uhr auf der großen Lichtung 3 Kilo-

Schützengrabenzeit noch keine drei Male ein Pferd unter sich gehabt. Um 9.15 Uhr wurde die Übung abgebrochen. Offiziersbesprechung.

Der Bataillonskommandeur: „In Anbetracht der Leistungen der Truppe in den vergangenen Tagen und Wochen bin ich mit der Vorführung nicht unzufrieden. Ein Pferd bewegen kann der Leutnant Meyer allerdings nicht.“

Der Regimentskommandeur: „Ich bitte mir aus, daß mir bei Auswahl eines Kompanieführers die Bataillone künftig in jedem Fall ausdrücklich melden, daß der in Aussicht Genommene reiten kann.“

Der Brigadeführer: „Was wir eben erlebt haben, ist infanteristisch ein Skandal. Leutnant Meyer beherrscht nicht einmal die neue Ausbildungsvorschrift, die seit 10 Wochen vorliegt.“

Der Divisionskommandeur: „Ich kann mich dem Urteil unseres bewährten Infanterieführers voll und ganz anschließen.“

Da schlug der Kommandierende General den Feldherrnmantel etwas zurück und sagte: „Meine Herren, wenn ich recht sehe, hat Leutnant Meyer seine Sache sehr gut gemacht.“



Dem Leutnant Meyer wurde befohlen, die 14. Kompanie vorzuführen.

meter westlich des Dorfes.“ Der Adjutant ließ wecken. Verdreht, steif, stark gelichtet traten die Kompanien an. Um 8.10 Uhr erreichten sie die nasse Wiese. Kurz nachher erschienen die Kommandeure des Regiments, der Brigade, der Division und des Armeekorps. Dem Leutnant Meyer wurde befohlen, die 14. Kompanie vorzuführen.

Auf seine Kommandos bewegten sich die ausgemergelten Männer mit traumartiger Sicherheit. Leider aber mußte ihr junger Führer reiten und hatte doch während seiner kurzen Leutnants- und langen



Erzählung von Anton Dörfler

Mit Berta und Heiner verfuhr das Schicksal nach einem seiner ältesten Rezepte. Sie durften nicht zusammenkommen, weil bei gleicher Stattlichkeit und gleich heftiger Zuneigung im äußeren Besitz zu wenig Verwandtschaft zwischen ihnen bestand. Magd und Hoferbe sollten auf getrennten Straßen bleiben. Wie als Wächter heiligen Herkommens stellte sich der alte Hennigstbauer wider den Sohn, als sei der artvergessen. Auch als der Krieg viele gewohnte Satzungen dem Recht des Lebens willfähriger bog, blieb der Alte hart. Heiner zog mit den Ersten aus dem Dorfe weg. Ehe sie hinaus ins Feuer abrückten, ließ sich mancher noch rasch der Liebsten antrauen. Dem Hennigsterben weigerte man auch das. Wie ein fluchtgeriges Reh sperrte man die Magd ein und belauerte, behorchte jeden ihrer Schritte, bis man den Sohn draußen wußte am Feinde.

Es währte nicht lange, da pochte die furchtbare Botschaft wider alle Türen und Balken und Wände des Hofes. Der Heiner war Blutzuge für das Vaterland geworden. Der Alte geriet darüber mit seinem Herrgott auseinander. Die Mutter weinte stumm hinter den längst verglasten Augen.

Als Berta, noch ehe man es ihr anmerkte, bekannte, daß sie ein Kind erhoffe, da tobte der Maßlose nur noch wilder, leugnete mit häßlichen Worten alles ab und schidte die Verzweifelnde vom Hofe.

Ein Haus fand sich doch im Dorfe, das sie aufnahm. Es allein konnte freilich soviel wagen. Von dem Manne, der darin lebte, suchte jung und alt gerne einen Blick zu gewinnen, wenn man ihm begegnete. Fragte man nach Anfang oder Herkunft irgend eines Schönen, Nützlichen oder Guten, wurde einem meist der Name Egbert Keilmann genannt. Er hatte aufgebracht, Obstbäume zu pflanzen, Bienen zu halten, er hatte die Liebe zur Musik in den Familien geweckt, den Gemeinsinn und die Nächstenliebe hundertmal wider offene und geheime Nöte eingesetzt. Die guten Aussichtsplätze rundum samt ihren Bänken, schöne Baumgruppen und vorm Verfall gerettete Fachwerkgiebel und Tore waren ihm zu danken. Mehr als vierzig Jahre wirkte und riet, schlichtete und half der Lehrer Keilmann schon im Dorfe. Die Enkel seiner ersten Schüler tauchten bereits in den Bänken vor ihm auf. Sein Feuer und seine Güte waren niemals ermattet. Bis auf seinen jüngsten Sohn hatten seine vielen eigenen Kinder einflußreiche Stellungen oder tüchtige Männer im Leben gefunden. Ernstlich hangte auch für den Jüngsten niemand, trotzdem es ihn viel umtrieb. Man hielt sich an Glauben und Geduld, die sein Vater für ihn bezeugte.

Meist lebte der „alte Lehrer“ — wie er in der ganzen Umgegend hieß — allein. Die Frau war eigentlich immer bei einem

der Kinder draußen zu Gaste. Reilmann selber verließ sein Dorf nicht gerne.

Bei ihm also hatte Berta neue Pflichten und eine Herberge gefunden. Als ihrer bitter süßen Hoffnung schwere Stunde nahte, trug man ihr zu, der harrköpfige Hennigstbauer werde einen Sohn sicherlich als Erben nach und nach, wenn auch unwirsch für den Anfang, anerkennen. Von dieser gutgemeinten Botschaft rührte aber die einzige Angst her, die der Hoffenden einsam hingetrachte Stunden beschattete. Sie hatte selber keinen Vater gekannt. Mit aller Kraft ihres Gemütes sehnte sie nun einen Sohn herbei. Zuletzt empfand sie wirklich Angst vor einer Tochter aus ihrem Schoße. Jedem Anhauch von Glück glaubte diese Angst sogleich alle Wärme. Sie gebar eine Tochter. Der alte Hennigst lachte, daß es von seiner Baldeude, von seinen Fenstern zurückgellte wie Hageldrusch und Splitterwirbel. Die Bäuerin schwieg. Als der alte Lehrer aber einmal hinter dem Hofe vorbeikam, und sie wie aus der Erde gestiegen vor ihm, drückte ihm stumm ein Bündel in die Brusthand und schwebte weg wie ein Geist. Daheim im Schulhause zeigte sich, daß die Kleinkinderwäsche Heiners vom Hofe gekommen war.

Gundel nannte Berta ihr Kind. Sie lebte nun doch eitel Freude mit ihm. Einmal saß es ganz allein im Vorgarten und lachte dort mit Blumen und Vögeln, mit den Sonnenstrahlen und mit dem Wind, in den es die kleinen Finger wippte. Die Mutter wusch die Stube des Lehrers auf und hörte dem Lachen und Applaus zu. Plötzlich hatte jemand das Kind rasch und scheu „Heinerin“ gerufen. Als Berta wagte, nach der Ruferin anzuspähen, war niemand auf der Straße zu entdecken.

Der Heiner war in seinem Kinde erkrankt worden. Das war des tiefen Leidens ein vollgerüttelt Maß. Jetzt schickte die Beschenkte sich doch wieder einmal im Spiegel beschauen, den sie, wie wie lange, wie Sünde gemieden hatte. Wirklich, ihr Haar lag sehr viel locker und schwerer als das seidige der

Kleinen. Gundel hatte auch die Braunaugen ihrer Mutter nicht, sondern die hellen des Heiners. Sie besaß kein rundes Kinn, keinen schmalen, eher einen trüzig aufgeworfenen Mund. Mit einem Wort, man hätte sie füglich Heinerin rufen dürfen. Nachdenklich dreinschauen freilich konnte dieses Kind manchmal, daß



Gundel nannte Berta ihr Kind. Sie erlebte nun doch eitel Freude mit ihm.

einem bangte, so durchscheinend sah man es darüber werden.

Als schließlich die unersättlichen Kinderfragen begannen, die Welt der Wirklichkeit aufzurichten, da geschah es mehr noch als sonst im Dorfe, daß der alte Lehrer aller guten Dinge Vater und Schützer, Freund und Kenner wurde. Von den Sternen bis zu den Steinen in der Erde wußte er Bescheid. Wenn er gar manchmal in der leeren Kirche auf der Orgel übte und Berta den Blasebalg bediente, dann durfte die Kleine neben ihm sitzen. Vor all den schimmernden Pfeifen und inmitten eines auf goldenen Wol-

len das Werk umschwebenden Volkes von Engeln war der Alte an und für sich schon ein allmächtiger Wundermann. Ließen nun dieselben Hände, die einen sonst vom Wege aufhoben oder einem übers Haar streichelten, das gewaltige Werk ertönen, ganz gleich ob zum Sturm oder nur zum Säufeln, dann war es ein Leichtes, in dem Alten einen Vater aller Tiere, Blumen und Kinder zu sehen. Als Gundel schließlich im Schulzimmer ihren Platz erhielt, um nach und nach zu lernen, dem Leben zu begegnen, war es wieder derselbe Mann, der einem die Hand dafür reichte. Verwunderlich konnte man es nicht finden; denn der Alte schrieb und rechnete für so viele Menschen, er gab ihnen Ratsschläge und Hilfe bis ans Grab, er wußte die Geschichte eines jeden Turmes, jeder Mauer und kam ein Brief aus der Ferne ins Dorf, fragte man ihn, wie es dort aussehe und zginge. Das war nun einmal nicht anders.

Die Jahre flogen hin und Gundel kannte sich manchmal kaum mehr. Sie schwärmte nun auch von fremden Ländern und wähte, daß zaubervolle Weiten hinter jedem noch so bekannten Hügel ihrer warten. Es war ganz unversehens gekommen, daß sie jetzt alles, was um sie geschah, in scheuer Wonne auf sich bezog. In solcher Stimmung traf sie ein Bibelwort wie eine Offenbarung des eigenen Weges. Das Wort von der „Magd des Herrn“ ward für sie allein gesagt. Sie war herzlich froh, endlich einen Namen zu wissen für das allmählich seltsam schwingende Gefühl, das sie in der Nähe des Alten verwirrte und doch beglückte. Jetzt konnte sie wieder getrost in alles Kommende schauen. Immer wollte sie bei ihrem Herrn aushalten. Mit einer neuen, ebenso kindlichen, wie bereits weiblichen Heftigkeit wachte sie nun darüber, daß ihr kein Dienst, keine Sorge für den Verehrten entging. Die Mutter war bald nicht mehr nötig im Schulhause. Als die Frau des Lehrers wieder einmal von der langen Rundreise zu den Kindern heimkehrte, bemerkte sie sogleich die eingetretene Veränderung. Sie

suchte nach einem Dienstplatz für Gundel. Berta jedoch gestand ihre Angst um das Kind und erbot sich, lieber selber nach einem anderen Arbeitsplatz zu gehen.

Egbert Reilmann erfuhr nichts alledem. Aber Gundel packte ihn ab, als er einmal zu seinen Bienen ging, wobei ihm für gewöhnlich niemand folgte.

„Ohne Eure Einwilligung kann mich niemand in einen anderen Dienst schicken, nicht wahr?“ fragte sie geradeheraus, als sie ihm in den Weg trat. Ihre sonst hell offenen Augen waren jetzt ganz klein. Dem starken Rinn, das sie von ihrem Vater geerbt hatte, taugte das wenig. Der Alte sah sie ehrlich überrascht an. Sein weißer Spitzbart stand auch im Widerspruch zu seinen hellblauen, jungen Augen.

Da er nichts sagte, sondern immer noch ihre Gestalt, ihre Haltung wie etwas bisher Uebersehenes anstaunte, sprach er noch einmal. „Ich will Euch doch er richtig eine Hilfe werden jetzt!“

„Mir?“ wunderte er sich. Dann wandelte er zur Seite hinaus und plötzlich wandelten sich seine Züge, als habe eine Erscheinung.

„Wer soll mir da helfen?“ sagte er müde in sich hinein und nahm den Weg aus der Ferne heim.

„Du bleibst, solange du selber bleibst willst!“ entschied er. Dann ging er weiter zu seinen Bienen.

Es kam zu keiner Aussprache darüber und doch war von diesem Tage an eine seltsame Klarheit zwischen ihm und seiner Frau eingedrungen. Als ob sie sich und lange über ihr Leben und Fühlen nebeneinanderher sich ausgesprochen hätten, war das nun. Wenn Reilmann seine Blumen und Bäume versorgte, seine Bücher ordnete oder in der Schenke eine ungelente Kinderhand beim Schreiben führte, geschah dies alles aus einem gänzlich neuen, innersten Schweben heraus. Plötzlich wußte er, daß ihm über lange eine leise Wärme, nichts anderes wie eine milde Zärtlichkeit über das Leben gefehlt habe. Keine Liebfosung

Gundel aber verliebtes Getue! Nichts von allem! Raum so viel wie die zage Ahnung einer Zärtlichkeit aus fremdem Herzen für sein Herz! Das mangelte ihm. Jetzt mußte er es.

Es fiel der Frau und auch anderen Leuten auf, daß er auf einmal wieder sehr gerne von seinem fernen Jüngsten sprach. In diesen Tagen bewegten große Entschlüsse das Dorf. Man dachte ernstlich daran, ein neues Schulhaus zu bauen. Zum bevorstehenden, sechzigsten Geburtstag des Lehrers sollte ihm das alte Gebäude für immer als Wohnung zum Geschenk gemacht werden. Man hatte diesen Beschluß geheimhalten wollen. Dafür war er aber viel zu ungewöhnlich. Reilmann reiste zu seinem Ältesten. Als er zurückkam, sagte er dem Bürgermeister, daß er das alte, ihm so teure Schulhaus mit innigem Dank für sich als ein hochherziges Geschenk annehmen, es aber für seinen jüngsten Sohn als eine auf ihn wartende Heimat erwerben wolle, wenn seine Ersparnisse dazu hinreichten.

„Es gibt zweierlei Menschen, Beginner und Bewahrer!“ sagte er noch, „mein Jüngster braucht etwas, das schon da ist, damit er aufhört, danach zu suchen!“

Von nun an kam überall im Dorfe die Rede wieder auf des Lehrers Jüngsten. Seine Schulkameraden tischten die Knabenstreiche auf, Frauen rühmten sein Geschick und freundliches Wesen, Männer bedauerten, daß ein guter Wagner an einem Stellmacher an ihm verloren gegangen sei.

Als wegen des alten Schulhauses alles nach des Lehrers Wunsch geregelt war, rief er eines Abends die Gundel zu sich her.

Ohne langes Herumreden setzte er ihr auseinander, sie habe von nun an dieses Haus zu hüten, als ob er nur als Gast darin lebe. Und auch über seinen Tod hinaus sollte sie darin bleiben. Damit dieses Haus wirklich, wie wenn es Herz und Seele besäße, auf einen bisher heimatlosen harren und hoffen könne, habe er sich ausgedacht, Gundel werde

in ihm leben. Ihre Mutter fände in der Stadt bei seinem Ältesten ein Unterkommen, das sie für immer der Sorge enthebe.

„Warum schickt Ihr mich nicht weg und laßt die Mutter hier?“ fragte Gundel, nachdem sie den Blick groß und übertoll aus einem abgründigen Staunen zu ihm gehoben hatte. Die Frage öffnete ihr die Hände, da sie nun schwebend vor der Brust verhielten.

Der Alte wich ihrem Blick nicht aus. „Warum fragst du so?“ sagte er nun. „Ich wüßte gerne, ob Ihr an viele Jahre denkt, die er noch ausbleiben wird?“ bekannte das Mädchen jetzt und langsam schlossen sich seine Hände wieder. Die Zähne gruben sich in sie, als brauchte die Sinnende einen Schmerz.

„Er soll erfahren, daß du auf ihn wartest!“ verriet er schließlich. „Was weiß er von mir?“ kam es wie ein Hauch aus der Reglosen.

Der alte Lehrer suchte sie zu ermutigen. „Es ist wichtiger, das Ewige zu kennen, das mit uns geschieht, als mit seinem Wissen aneinander herumzutasten!“

„Aber Ihr kennt uns doch alle mit-sammen hier, als ob Ihr unser aller Vater wäret! Deshalb seid Ihr doch so gut zu allen Menschen, zu allem was lebt!“ Sie griff nach seinen Händen, um sie zu drücken.

„Meinst du, das Gutsein kommt vom Rennen? Es ist viel eher umgekehrt: nur wer gut ist, lernt die Welt und die Menschen wirklich kennen, so oder so. Man muß selbst zu einem Maßstab des Ewigen werden. An sich muß man sehen, spüren, was echt ist in der Welt. Das geht freilich nie ganz ohne Schmerzen ab. Weiß ich schon!“

Gundel ereiferte sich: „Ihr werdet doch nicht leiden müssen? Euch hat doch alles lieb, von den Bienen angefangen bis zu den noch so wilden Burschen im Dorf!“

Er löste seine Hände jetzt erst aus den ihren. Während er ins Ungefähr lächelte, meinte er leise, man könne ja auch an sich selber leiden. Dann blieb es eine Weile still zwischen ihnen.

Endlich wagte Gundel zu fragen: „Ist er wohl Euretwegen fortgelaufen?“ Den Alten störten diese Worte nicht. „Meine anderen Kinder spürten es wohl nicht so sehr, daß ich ihnen keinen eigenen Grund unter die Füße schaffen konnte. Er aber kommt gewiß aus meiner Vatersreihe her. Ich hätte das früher einsehen sollen!“

Egbert Keilmann sah das in aller Stille herangereifte Mädchen plötzlich vor sich stehen, als erblühte es in seinem Blick. Und dann hörte er Gundel sagen: „Ich warte auf ihn, ganz gleich, wie lange er noch draußen bleibt, ganz gleich, ob er mich noch haben will, wenn er dann einmal kommt!“

„Warum willst du das auf dich nehmen?“ forschte er betroffen.

„Nehme ich es denn allein auf mich?“ gab sie zurück, „sind wir da nicht zu zweit? Hilfe ich da nicht Euch auch ein wenig?“

„Um meinetwillen sollst du es aber nicht tun!“ verlangte er sanft. Da wurde sie rot wie eine Ertappte.

„Ich möchte Euch ein wenig ähnlich werden, wenigstens darin, wie Ihr zu den Menschen und Tieren und Blumen seid! Ich glaube, was ich Euch jetzt gelobe, ist ein Weg dahin.“

*

Als der Matrose Günter Keilmann aus einem Briefe seines Vaters erfahren hatte, daß ein Haus auf eigenem Grunde, daß ein Mädchen seiner in der Heimat warte, riß es ihn lange Zeit zwischen Troß und Wehmut hin und her. Weder das Geschenk des Alten, noch das Opfer des ihm unbekanntem Mädchens vermochten zunächst etwas gegen seine Fernelust, wengleich die Haltung der Gundel

ihn immer wieder zum Nachdenken reizte. Niemals hatte er wähen können, die alte Heimat werde sich einmal eines solchen Werkzeuges bedienen, ihn heimzuloden.

Er hatte nie das Gefühl für Güte, für Reinheit und für Treue verloren, so sehr ihn das Leben auch zuweilen unter Nichtswürdigkeit und Abschaum festzuhalten drohte. Er zögerte Monate hindurch, dem alten Vater zu antworten. So lange er sich nicht völlig klar sei über die Beweggründe des auf ihn wartenden Mädchens, werde er schweigen, nahm er sich vor. Allmählich fand er immer weniger Lust in sich, über Mißhelligkeiten seines mühseligen Daseins, über Untiefen seiner Vereinsamung hinwegzutändeln. Irgend etwas langte von weither nach ihm. Konnte sehnsüchtige Vaterliebe so ins Ferne wirken? Das glaubte er nicht. Rief ihn die Mutter jetzt? Das Mädchel war doch nicht imstande, auch nur einen Schimmer von Klarheit über ihn zu gewinnen. Außer einem Bilde als ganz kleiner Junge war nichts von ihm daheim, was da helfen mochte. Eines Morgens dünkte es den immer grüblerischer werdenden Günter, der Glaube eines Menschen gehe noch über Liebe und Treue hinaus. An irgend etwas in ihm wurde geglaubt. Sollte das ins Leben wollen? Er sah bald auf Schritt und Tritt sein Bild als ganz kleiner Junge, bis er sich unhemmbar nach einem solchen Jungen zu sehnen anfang.

„Ich komme bald einmal,“ schrieb er endlich heim, „und wenn es nur wäre, um einen Menschen mit einem solchen Glau- ben zu sehen, wie ihn dieses Mädchel im Herzen trägt.“

Man kann heute keine Staaten mehr auf kapitalistischer Grundlage aufbauen. Auf die Dauer werden die Völker lebendig, und wenn Leute glauben, daß sie durch Kriege das Erwachen der Völker verhindern können - im Gegenteil - sie werden es beschleunigen.

Adolf Hitler, Rede im Hofbräusaal in München zur Feier der Parteigründung am 24. Februar 1941

Sie sind uns nicht aus der Luft zugeflogen, sondern sie sind organisch gewachsen, wie alles auf dieser Welt. Mitten aus dem Sprachschatz unseres Volkes sind sie herausgewachsen. Zunächst waren sie nur Beinamen und als solche werden sie noch heute da und dort bezeichnet.

Als unsere Ortschaften noch klein waren, da genügte für jeden der wenigen Bewohner ein einziger Name, der Rufname. Da hießen die Männer und Buben Dietrich und Hildebrand, Fritz und Hans, Rüdiger und Adalbert, Georg und Michael, Karl und Wilhelm, Robert und Heinrich und die Frauen und Mädchen Dietlinde und Hildegard, Evchen und Grete, Gertrud und Sieglinde, Ursula und Adalheid, Erika und Ilse, Gerda und Gisela, Hedwig und Herta.

Bei der Kleinheit der Wohngemeinschaft genügte der eine Name für jede Person. Die Wohngemeinschaften aber wuchsen und wuchsen. Da waren auf einmal 3 Hansen vorhanden. Nun die unterschied man dann einfach durch einen den betreffenden charakterisierenden Beinamen. Der eine Hans war ein besonders langer Kerl. Er bekam die Bezeichnung „Der lange Hans“ oder „Hans der Lange“. In den Urkunden hieß er dann „Hans genannt Lang“ und später fiel das „genannt“ weg und der „Hans Lang“ war fertig. Der Sohn hieß dann „der Dietrich vom Hans Lang“ und dann „Dietrich Lang“, und so blieb der Beiname bei der Familie und wurde als Familienname fest. Der zweite Hans war vielleicht Müller. In jedem Ort gab es diesen wichtigen Beruf, wie auch den Schmied, daher das häufige Vorkommen dieser Namen. In seiner Familie wurde dann der „Müller“ erblich und blieb es auch dann, wenn in der Familie später der Beruf wechselte und die Nachkommen schon lange nichts mehr von ihrem Berufs-Müller-Vorfahren wußten. Der dritte Hans aber wohnte vielleicht am Ende des Dorfes, er wurde als „Hans

am End“ bezeichnet und seine Familie heißt heute „Amend“.

Schon diese paar Beispiele lassen erkennen, daß alle unsere Familiennamen einen Sinn haben, auch wenn wir ihn heute nicht mehr ohne weiteres, sondern erst durch Zurückgehen auf die ursprüngliche Form erkennen können. Die Namen haben mit unserer Sprache eine lange Geschichte hinter sich. Die angeführten drei Beispiele zeigen uns drei Arten von Familien-Entstehungen: Einmal sind sie aus Eigenschaftsbezeichnungen entstanden (Lang), dann sind's Berufsnamen und zum dritten Wohnbezeichnungen. Aus allen drei Herkunftsgebieten finden wir, wenn wir uns unter Bekannten umsehen, eine große Zahl so entstandener Namen. Wir kennen sie alle, die Lang, Ries, Groß und Siebenschuh, die Klein, Kurz, Deimling, Dick, Dürr, Dörr, Hager, Mager und Mägerlein, die Schwarz, Braun, Weiß und Rot, die Schwarzkopf, Weißhaupt und Rotkopf, die Breitkopf, Krauskopf, die Fröhlich und Wollenhaupt, Wohlgemut und Ohnesorge, die Lustig, Kraft, Stark, Hartnacke, Schnell, Schroff und Kloß, die Fuchs und Siebenlist, die Schönhaar und Gildenhaupt, die Frischmut, Stolz, Kühn, Reck, Schön und Frey, die Breitfuß, Dollfuß (bezeichnet Klumpfuß) und Langbehn, die Leisegang und Stammler, die Kluge und Gscheidle und die vielen anderen, die ihren Namen irgend einer hervorstechenden Eigenschaft eines Ahnen verdanken.

Auch die Namen, die vom Beruf eines Ahnen herkommen, sind überaus zahlreich. Sie sind uns allen ebenfalls wohlbekannt, die Müller, Beck, Beder, Metzger, die Schneider, Schuh, Schuhmacher, Schuster, die Schmidt, Zimmermann, Maurer, Wagner, Dreher, Steinmetz, die Kiefer, Kübler, Seiler, Weber, die Wirt, Herberger, Fuhrmann, Hirt, Schäfer, Fischer, Jäger und Schütz, die Rappenmacher, die Wannenmacher, die Köhler, Brenner, Kramer und Kauf-

mann, die Kefler und Brunner, die Bauer, Baumgärtner und Bergmann, die Schreiber, Schulz und Ammann. Jeder von uns kann die Reihe um viele, viele verlängern.

Nimm ein Blatt, lieber Leser, und schreib dir mal weitere Namen aus deinem Bekanntenkreis aus allen Herkunftsgebieten auf und du wirst auch hierbei erkennen, wie sinnvoll alles in der deutschen Entwicklung gewachsen ist und wie lebendig in unsern deutschen Familiennamen die Vergangenheit vieler Jahrhunderte geblieben ist.

In den Bögten, den Waibeln, den Schwertfegern, Harnischmachern und Armbrüstern, den Delschlägern, Kannegießern, Kettlern, Klingern, Blattnern, (Verfertiger von Ketten, Klängen, Plattenpanzern), den Hühnerfauthen (Einsammlern des Behtuhnes), Siebnerknechten (Feldhütern), Hundstahren (Haustierern), Hammerschmidten, Salzmännern und Salzern, Hüttlern, Hiltlern (Angestellten einer Hütte), den Schildknechten, den Burgknechten und Landsknechten, den Bildemeistern, Schöfflern, Deuchlern und Brünnern (Verfertiger von Scheffeln, Deicheln und Brustharischen), den Pfeilstückern und den Schildknechten und vielen andern steht uns unser Mittelalter mit seinen inzwischen verschwundenen, nur in Familiennamen festgehaltenen Berufen an.

Wir sprachen vorhin davon, daß manche Familie ihren Namen seit Jahrhunderten vom seinerzeitigen Wohnplatz des Vorfahren führt. Dazu gehören die Berg und Bach, die Bachmann und Bergmann, die Dinkelader und Weizsäcker, die Waldmann und Feldmann, die Seemann, die Winterhalter und Sommerhalter, die Buchholz, Blankenhorn, Bohnenkamp und Erlekamp, die Oberleitner, die Lindner und Lindemann, die Amrhein, Ambach und Zumbach, die Lafer (am Loh), die Eschenlohr, die von der Heid, die Bucher, die Siebeneicher, die Birkenstock und Berkenbusch, die Erleinhaupt und Hülsenberg, die Weidenhaupt und Winkelmann, die Rohrmoser, die Brochhaus, die Kirchgähner, die Rep-

ler (an der Kapelle), die Brüdner, die Stegmann und viele andere.

Oft treten zu Berufsbezeichnungen auch noch die Wohnplatzbezeichnungen hinzu. Es gab in der Stadt eine Anzahl von Müller, von ihnen hieß dann der eine „Untermüller“ der andere „Obermüller“, der dritte „Niedermüller“, der Müller am Steg wurde „Stegmüller“, der an den Wiesen als „Wiesenmüller“ bezeichnet und alle diese charakterisierenden Beinamen wurden dann im Laufe der Zeit zu Familiennamen.

In den alten Städten führten zu alten Zeiten auch die Häuser ihre Namen, so wie heute noch die Gasthäuser. Solche Hausnamen (Bär, Böcklin, Eichhorn, Fink, Hecht, Hering, Krebs, Lilie, Mäusel, Schüle, Rebe, Specht u. a.) gingen auch oft auf die darin wohnenden Familien über. Auch aus Hofnamen sind unzählige Familiennamen geworden. Hierzu gehören die Südhof, die Blumhofer, die Wüstenhofer, die Ummenhofer, Schweighofer und Stadelhofer, wie auch die Nordmeyer, die Höltkemeier, die Huchzemeier, die Steinmeier und viele andere. Die Furtwängler stammen vom „Furtwängle“-Hof.

In unserm Volk wurde zu allen Zeiten gewandert. Mancher junge Mensch mußte die Heimat verlassen, um in der Fremde sein Auskommen zu suchen. In der Zeit, als es noch keine Familiennamen gab, wurde dann oft ein solcher Wandersmann, der irgendwo sesshaft geworden war, mit dem Namen seines Herkunftsortes bezeichnet.

Der „Hans aus Steinbach“ wurde als „der Steinbacher“ oder „der aus Steinbach“ bezeichnet und seinen Nachkommen blieb dann der Familienname Steinbach. So kamen die Bühler, die Bilsinger und Bissinger, die Breitenbach, Brombach, Kaltenbach und Keilbach, die Mischensfelder und Wöschensfelder, die Willinger und Heidelberger, die Neureuther und Malscher, die Allmendinger und Dannecker, die Grüninger und Mergentaler, die Eschinger und Seebacher, die Neuhardt und Seddenheimer, die Hagenbeck und Feuerbach, die Bernsioff und Waldeyer,

die Speck (Spöck) und Rothenburger, die Hundemer (aus Hundheim) und Dietmer (aus Dietenhan) und viele andere zu ihren Familiennamen.

Auch Vornamen finden wir zahlreich als Familiennamen. Das ist leicht erklärlich. In der Zeit des Festwerdens der Beinamen hat man, genau wie heute, die Kinder oft nach dem Vater bezeichnet. Der „Fritz Bernhard“ wurde hierbei der Fritz Bernhard und der „Fritz vom Hartlieb“ wurde der Fritz Hartlieb. So wurden etwa folgende Rufnamen zu Familiennamen: Adolf, Adol, Albrecht, Brecht, Berthold, Bernd, Bernhard, Burchard, Dietrich, Ebert, Eberhard, Eckart, Engelhardt, Ernst, Eshwein, Franz, Friedrich, Fritsch, Georg, Götz, Geißler (Gieselher), Gerhart, Gebhard, Gerlach, Gottfried, Günther, Heinzmann, Hartlieb, Heinz, Herrmann, Herold, Hiller, Hilpert, Karl, Konrad, Kuns, Kunzmann, Lampert, Leopold, Leonhard, Jörg, Leopold, Oswald, Reinhard, Reichard, Ridert (Richard), Leibold, Ruppert, Rupprecht, Schweickert, Siebert, Seibert (Sipibert), Siebold, Ulrich, Veith, Uhlant, Walter, Wilhelm und viele andere. Im Norddeutschen kennen wir die zahlreichen Genetivnamen der Martens, Pauls, Henrichs, Volquards, Lamberts usw., sowie Cornelissen, Klassen, Jansen, Philippsen, Heinsen, Hinsen und viele andere mehr.

Dabei sind die Entwicklungsformen, die aus einem altdeutschen Namen entstanden, oft recht zahlreich. Auf den Vornamen Diether z. B. gehen die Familiennamen Dieter, Deter, Deuter, Leder, Dieters, Dieders, Deder, Deiters, Dederfen, Detering, Dettling, Dieterle, Dieterlen, Döderlein, Dederling, Zederling u. a. zurück.

Vom Vornamen Nikolaus erhielten ihre Familiennamen die Nikolaus, Niklas, Nidel, Nigel, Niklisch, Nid, Nikolai, Nikolausen, die Colas, Kolhas, Kölle, die Klaus, Kleisle, Klais, die Klausen, die Klas, Glas, Kläz, die Klasen, Claessen, die Kläslin und Gläsel, die Klos, Kloos, Elßli, die Klaves, Klaves und Klebes, die Klagge, Kley und Klaisle, die Clausing,

Klasing und Kewing und viele Duzend Familien mit ähnlichen Namen.

Im deutschen Volk war der Sinn für Humor stets gut ausgeprägt. Das merken wir auch an den vielen Familiennamen, die der „Uzeret“ der lieben Mitbürger ihre Entstehung verdanken. Die Gödel Huhn und Hahn, die Krebs, Schneck und Igel, die Storch, Hummel und Schimmel, die Siebenhaar und Mollentopf, die Holzkopp, Kahlhaupt und Dullenkopf, die Schnatterbeck und Schwaderlapp, die Kraut und Rappes (= Weißkohl), die Brausewetter und Schneidewind, die Scheuerypflug und Baudendistel, die Beißmann, die Kuchenbeißer, die Gutbrodt, Rettich und Wurst, die Schweinebraden, die Huth, Rotärmel und Schüle, die Greulich, die Sauerzapf, die Sauermilch und Kernspeck, die Mausehund (Nichtstuer) und Grünhund (zänkischer Mensch) und viele andere verdanken ihre Familiennamen lustigen Betrachtungen und Niedereien ihrer Vorfahren durch die lieben Mitmenschen.

Bei vielen Namen können wir den ursprünglichen Sinn nicht mehr ohne weiteres erkennen. Unsere Sprache hat sich im Laufe der Jahrhunderte weiter entwickelt, die Namen sind oft fest geblieben. So führen z. B. die Grafen von „Baudissin“ heute noch den alten Namen der Stadt Bauzen, der Name ist also keinesfalls französisch auszusprechen.

Manche Namen sind abgeschliffen, mißverstanden und geändert worden. So hat z. B. der Name der arischen Familie Israel eine Entwicklung vom ursprünglichen Isterheld über Isterheld und Isterhel, bis zur heutigen verballhornten Form durchgemacht. In der Zeit des Humanismus entstanden die vielen lateinischen und auch griechischen Übersetzungen deutscher Namen durch „studierte“ und gelehrte Leute. Aus dem guten deutschen Schmied wurde dann der Faber, aus Schwarzerd Melanchthon, aus Habermann Avenarius, aus Weber Tector, aus Büttner Victor, aus Fuchs Vulpus, aus Jäger Venator, aus Bäder Pistor, Pfister, Pfisterer, aus Schreiber Scriba; manchmal wurde nur eine lateinische Endung an

den deutschen Namen gehängt wie bei Bergius, Frobenius u. a.

Unsere Familiennamen beginnen schon um 1200 fest zu werden. In all den Jahrhunderten wurden sie zunächst meist mündlich weitergegeben. Dann erscheinen sie zur Freude des forschenden Nachkommen in Urkunden über Kauf und Verkauf, über Abgaben und Steuern in Bürgerbüchern, Grundbüchern und Prozeßakten und in den letzten Jahrhunderten in den für den Sippenforscher so wichtigen Kirchenbüchern.

Sucht man den ursprünglichen Sinn eines Namens, muß man ihm zeitlich rückwärts nachgehen, bis man zur ursprünglichen Form kommt. Es empfiehlt sich, hier

bei ein Buch, wie etwa das „deutsche Namenbuch“ von J. R. Brechenmacher, Stuttgart, zu Rate zu ziehen. 500, 600 oder gar 700 Jahre tragen unsere Geschlechter ihre Namen. Auf welche Weise sie entstanden sind, immer sind es sinnvolle und herzhafteste Bezeichnungen aus unserem deutschen Leben. In 12, 15, 18 oder gar 20 Geschlechterfolgen wurde der Familienname vom Vater auf die Kinder weitergegeben. Ehrfurchtgebietende Zeiträume hindurch, z. B. aus der Hohenstaufenzeit tragen unsere Geschlechter ihre ehrenhaften Namen. Seien wir uns alle dieser Tatsache bewußt und sorgen wir dafür, daß wir als Teil unseres großen Geschlechts ihm immerdar Ehre machen.

Der alte Rucksack / Von Friedrich Singer

Die Mutter kam dem Vater aufgeregt entgegen. „Wolfhard soll zur Landhilfe!“ „So? Wann kam's denn?“ „Da frag ihn nur selbst! In seinem Zimmer sitzt er und richtet sein Zeug.“ Raschen Schrittes durchmaß Rudolf die Stube und nahm heftig die Türklinke in die Rechte. Zugeschlossen! „He, Bub, was ist? Da gibt's doch keine Geheimnisse? Mach auf!“ „Gleich, Vater!“ Drinnen gingen ein paar leichte Schritte hin und her, dann knirschte der Schlüssel. Mit etwas scheuen Augen maß der sechzehnjährige Junge den Vater, der fast erzürnt hereinbrach. „Na, warum schließt du dich ein? Das gibt's doch nicht bei uns!“ „Ich wollte nicht, daß ihr merkt . . .“ „Aha, meinen Rucksack hast du requiriert! Du hast es groß vor!“ „Muß ich doch auch, wenn wir vier Wochen fort sollen!“ „Hast dich freiwillig gemeldet?“ „Keine Spur! Wir müssen!“ „Aber du gehst gern?“ „Selbstverständlich! Ich freue mich mächtig!“ Wolfhard lachte aus vollem Halse, dem Vater blieb nichts übrig als mit einzustimmen.

„Na, meinen alten Rucksack kannst du ruhig nehmen“, meinte er dann freundlich, „der soll auf seine letzten Tage auch noch was Neues erleben.“

„Wie alt ist er denn?“ fragte Wolfhard. „Bub, da muß ich mich selbst be-

finnen! — Also: das Jahr vor dem Weltkrieg war's . . . Ja, wir hatten's nicht so fein wie ihr! Mit unseren acht Kindern konnten wir von unseren Eltern nichts Großartiges verlangen. „Selbstverdienen!“ hieß die Parole damals.“ „Hast du auch den Bauern geholfen?“ „Nein. Einem reichen, dummen und verwöhnten Mutter söhnen hab ich Stunden gegeben! Ber! Mich schüttelt's heut noch, wenn ich dran denke, wie ich zum erstenmal in die Villa eingeladen war. Als Erster in meiner Klasse — ich war kurz nach des Vaters Tode in die Sekunda gekommen — sollte ich auf Vorschlag unseres Direktors die Betreuung des Quintaners Fritz Neupert übernehmen. Gern sagte ich nicht zu; aber schließlich: der Verdienst reizte mich! Eine Mark pro Stunde! Und Bedürfnisse hatte ich allerhand! Wir planten schon lange eine große Wanderung in den Ferien . .

Gut, auf ein äußerst höfliches Schreiben des Herrn Fabrikanten ging ich hin und pendelte zuerst nervös ein halb dutzendmal vor der blauschiefergedeckten Villa mit dem wuchtigen Eckturm auf und ab. Dann faßte ich mir ein Herz und trat ein. Das Dienstmädchen in weißem Häubchen und schwarzem Tuschleid öffnete mir und sah mich geringschätzig von oben an. Seit der Zeit denke ich immer, wenn ich

Was müssen wir über unsere Zähne wissen?

Gesunde Zähne

Die wichtigste Aufgabe unserer Zähne besteht darin, unsere Nahrung gründlich zu zerkleinern. Dabei wird sie gut mit Speichel durchsetzt und kommt so vorbereitet durch die Speiseröhre in den Magen, wie das von Natur vorgesehen ist, nämlich als Brei. Der Magen kann den Speisebrei richtig durchkneten, und der Zusatz von Magensäften kann sich gut auswirken, so daß die weitere Verdauung der Nahrung nach dem Plan der Natur erfolgen kann. Richtiges Kauen schließt die Nahrungsmittel obendrein gut auf, und die ihnen innewohnenden Nahrungskräfte kommen dem ganzen Körper und somit auch den Zähnen wieder zugute. Die Zähne sind also lebende Werkzeuge.

Kranke Zähne

Sind unsere Zähne krank und zerfallen, oder bereiten sie gar Schmerzen, dann sind es schlechte Werkzeuge, und ihre Arbeit ist entsprechend schlecht. Durch mangelhaftes Kauen wird dann der Nährwert unserer Nahrungsmittel vergeudet, und ungenügend gekaute Nahrung überlastet Magen und Darm, was zu Magenbeschwerden und Stuhlverstopfungen führt.

Kranke Zähne entstehen in vielen Fällen dadurch, daß Nahrungsreste in den Zahnzwischenräumen und Kaufrüchen haftenbleiben, über Nacht in Gärung übergehen und dabei Säuren erzeugen, die den Zahnschmelz auflösen. Durch so entstandene Zahnschädigungen dringen Bakterien in das Zahninnere ein, zerstören das Zahnbein und Zahnmark, wobei die gefürchteten Zahnschmerzen entstehen.

Kranke Zähne vergiften aber auch den Körper, denn schließlich stirbt das Zahnmark ab und wird in vielen Fällen nun eine Brutstätte für

die Fokalinfection, die Krankheit mit Fernwirkung. Der kranke Zahn stößt nämlich Krankheitserreger in das Blut ab — der Zahn steht in gleich enger Verbindung mit dem ganzen Blutkreislauf wie Ohren, Nase und Hände auch — und diese Erreger verursachen und fördern andere Krankheiten, zu denen vor allen Dingen Gelenkrheumatismus gehört.

Richtige Zahnpflege

Richtige Zahnpflege beugt der Entstehung kranker Zähne und damit aller Folgekrankheiten weitgehend vor. Unter richtiger Zahnpflege ist zu verstehen: die Bevorzugung solcher Nahrungsmittel, die zum Kauen zwingen (rohes Obst, Gemüse, Salate und Vollkornbrot). Harte Nahrungsmittel zwingen zum Kauen, Kauen stärkt die Zähne, außerdem bereitet es die Nahrungsmittel richtig für die Verdauung vor. Sodann ist erforderlich, mindestens abends die Zähne mit einer eigenen Zahnbürste und einem guten Zahnpflegemittel wie Chlorodont gründlich von allen Speiseresten zu befreien, damit sie nicht in Gärung übergehen können und die Gesundheit der Zähne sowie des ganzen Körpers ernstlich schädigen. Erfolg hat die gesundheitliche Zahnpflege mit Chlorodont aber nur dann, wenn sie mindestens abends vorgenommen wird. Und schließlich ist es notwendig, die Zähne regelmäßig zweimal im Jahr auch dann von einem Zahnarzt oder Dentisten nachsehen zu lassen, wenn uns keine Zahnschmerzen plagen, damit kleinste Schädigungen sofort behoben werden können.

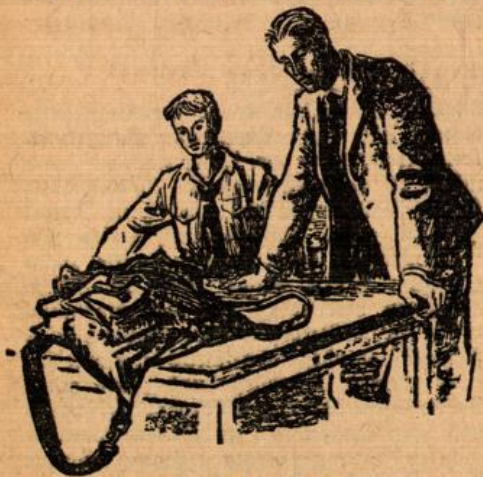
Ein Teil der richtigen Zahnpflege ergänzt den anderen, und alle zusammen, ständig befolgt, erhalten gesunde und damit auch schöne Zähne, denn Gesundheit ist kein Zufall.

Chlorodont

weist den Weg zur richtigen Zahnpflege

Verlangen Sie kostenlos die Schrift „Gesundheit ist kein Zufall“ von der Chlorodont-Fabrik, Dresden N 6

solcherlei Leute treffe — seien's Oberkellner oder Lakaien oder Museumsdiener — die tagieren jeden auf den ersten Blick! Vor denen stehst du wehrlos nackt! Denn sie haben schon Hunderte und Tausende kommen und gehen, steigen und fallen sehen. Keine menschliche Armseligkeit ist vor ihren unerbittlich forschenden Augen verborgen! Sie wissen auch, wo d i c h der



„Na, meinen alten Rucksack kannst du ruhig nehmen“, meinte er dann freundlich.

Schuh drückt! Sie kennen deine Zukunft und Aufstiegsmöglichkeit — oder Beschränkung! Und wenn du Benehmen und Anstand lernen wolltest: nicht mit dem „Knigge“ unterm Arm, nicht bei hochherrschastlichen Leuten solltest du in die Lehre gehen, sondern — so lächerlich es klingt — bei deren Kammerdienern und Zimmerzofen, die abertausendmal die Vornehmsten sich blamieren sahen! Denn s i e haben den nötigen Abstand des Humors, um nicht alles so wichtig zu nehmen. Die andern, die „Gebildeten“, nehmen sich selbst immer viel zu ernst! Aber jene sind nur stumme Statisten im Gesellschaftsspiel. Sie könnten so manchemal das Stichwort geben zur Rettung der verfahrenen Situation. Sie dürfen's nicht und weiden sich deshalb ergötzlich am Versagen manches Blindgängers . . .“

„Und hast du dann deine Stunden gegeben?“ „Ja, freilich!“ rief der Vater, ganz verwirrt aus seinen Gedankengängen emporfahrend. „Es war eine Sisyphus-

arbeit! Der junge Herr' war nicht bloß dumm, sondern auch eigensinnig und faul, und so war meine Mühe reinweg vergeblich. Ich konnte ihn nicht retten vor dem Sitzbleiben. Kurz vor den Ferien ließ der „alte Herr“ mich kommen; in sein Privatbüro durfte ich eintreten, über saustidide Teppiche, die den blißblanken Parkettboden bedeckten. Wie ein armer Sünder stand ich vor dem beleibten Fabrikanten, der sich herumdrehte auf seinem Polsterstuhl und mich ernst und streng ansah. Aber da schien es in ihm seelenhaft aufzublitzen. Er riß meine Hand an sich und sagte gepreßt: „Von dir hab ich nur Gutes gehört . . .“ „Oh, ich hab auch meine Mängel!“ wehrte ich schamglühend ab. „Solch' einen Sohn, wenn ich hätte!“ flüsterte er mir ins Ohr. „Mein Geschäft, unsre Zukunft . . . Herrgott, er wird alles vertun . . . Fris, Frischen!“ Und dann wanderten seine gequälten Blicke zur nachtblau tapezierten Wand, wo das Bildnis einer jungen, schön hergerichteten Frau mit wasserblau leeren, ja, geradezu seelenlosen Augen hing. Es war Frischens Mutter in jungen Jahren . . . Eine Geldheirat . . .“

„Hast du trotz dem Sitzbleiben des Quintaners deinen Lohn bekommen!“ „Selbstverständlich! Der alte Herr Neupert schellte, die Jungfer kam getrippelt, er verlangte einen weißen Teller und zählte drei Goldstücke darauf hin und überreichte sie mir stumm. Aufgerundet! Ich hatte bloß 27 Stunden gegeben. Mich hat dieser Vorgang ganz merkwürdig aufgerüttelt! Das tiefrote, leuchtende Gold der drei Münzen auf dem blanken Weiß des Porzellans! So hat mich nie mehr Geld hypnotisiert! Zögernd hab ich darnach gegriffen und sie in meine Tasche geschoben — einen eignen Geldbeutel hatt' ich noch nicht damals! Und dann hab ich in bäurischer Weise mein „Bergelt's Gott“ gestammelt, dem müden Mann die weiche, dicke Hand geschüttelt und bin wie mit einem Raub hinausgestürmt, indes das feingekleidete Haubenfräulein — offenbar mitleidig — über mich lächelte.“

„Und das Geld gab den Rucksack?“ „Bub, was denkst du! Zehn Mark gab ich